

Düster sind die Schilderungen, die Zeitgenossen wie spätere Historiker von dem geistigen, religiös-sittlichen und wirtschaftlichen Leben in Altbayern um die Mitte des 18. Jahrhunderts bieten.¹⁾

¹⁾ Ueber die allgemeinen Bildungsverhältnisse im damaligen Bayern vgl. W. Rothhammer, Biographie Maximilians III. von Bayern, Nürnberg 1785. — Lipowsky, Leben und Thaten Maximilian III. Josef, München 1833. — Zschokke, der Baierischen Geschichten 6. Buch, Aarau 1828. — W. Schreiber, Max Josef III., der Gute, München 1863. — E. Vehse, Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation, Hamburg 1853, Bd. 24. — v. Spruner, Charakterbilder aus der bayerischen Geschichte, München 1878. — H. Schmidt, Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, München 1874, S. 45 ff. und S. 100 ff. — K. Werner, Geschichte der katholischen Theologie seit dem Trienter Konzil bis zur Gegenwart², München und Leipzig 1889, 6. Bd. der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. — Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland, Leipzig 1870. — Joh. Huber, der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte, Berlin 1873. — Eberhard Gothein, Jgnatius von Loyola und die Gegenreformation, Halle 1895. — Döllinger, „Zur Erinnerung an Kurfürst Maximilian III., den Stifter der Akademie“, Vortrag gehalten am 28. März 1877, abgedruckt in Döllinger Vorträge II, Nördlingen 1889, S. 386. — Westenrieder, Geschichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2 Bde, München 1804/07, (besonders die beiden Vorreden) sowie Westenrieders Beiträge zur vaterländischen Historie. — Annalen der baierischen Litteratur etc. Nürnberg 1778, 1. Bd, 1. Stück, S. 8 ff. — „Geschichte der Volksbildung und des Unterrichts in Oberbayern und Niederbayern“ in Bavaria, München 1860, Bd. I, 1. Abtlg., S. 509 ff. — M. v. Freyberg, pragmatische Geschichte der Bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilians I., München 1836/39. — Hübner, Sammlung der wichtigsten bayerischen Generalverordnungen, 1783. — „Sammlung der neuesten und merkwürdigsten kurbayerischen Generalien und Verordnungen“, 1881. — G. K. Mayer, Sammlung der kurpfalz-bayerischen allgemeinen und besonderen Landesverordnungen, 1. und 2. Bd. (1784). — F. Lipowsky, Baierns Kirchen- und Sittenpolizei unter seinen Herzogen und Churfürsten,

Toter Buchstabenglaube in Religion und Wissenschaft, eine stumpf gewordene Priesterschaft und ein zünftig gewordenes Gelehrtentum, ein veräusserlichter Gottesdienst und ein mit den religiösen Vorstellungen innig verwachsener dumpfer Aberglaube, Mangel an eigenständigem Streben auf wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet und derbe Genusssucht in allen Schichten der Bevölkerung sowie eine erschreckliche Verrohung der unteren Volksmassen bilden die hervorstechenden Charakterzüge des Gesamtlebens — so treffliche Ausnahmen uns auch vereinzelt begegnen, und so viele es auch, ohne dass wir sie näher kennen, gewiss gegeben hat.

Durchblättern wir die fast zahllosen kirchen- und sittenpolizeilichen Vorschriften, welche in Altbayern seit dem 16. Jahrhundert erlassen worden sind, so begegnet uns immerwieder die Klage, dass die Dinge trotz der bisherigen Erlasse eher schlimmer

München 1821. — Jos. Gebele, Peter von Osterwald, ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Bayern unter Kurfürst Max III., München. — Anton Buchers sämtliche Werke, herausgegeben von Jos. v. Klessing, 6 Bde, München 1819/22. — „Der Humorist Anton Bucher“ in „aus drei Jahrhunderten“, Vorträge aus der neueren deutschen Geschichte von K. Th. Heigel, Wien 1881, S. 134 ff. — „Pfalz-Bayern gegen Ende des 18. Jahrhunderts, eine kulturhistorische Skizze von L. H.“ in Fr. v. Raumers historischem Taschenbuch, Leipzig 1865, S. 309 ff. — Heigel „Zensurwesen in Altbayern“ aufgenommen in „neue historische Vorträge und Aufsätze“ München 1883. — F. Stieve, das kirchliche Polizeiregiment in Bayern unter Maximilian I., München 1876. — S. Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern, Stuttgart 1896. — „Leben des guten Jünglings Engelhof“, München 1779/81 in Westenrieders sämtlichen Werken Bd. 4, 5 und 6. Auf die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses „ersten guten Romans in Bayern“ hat bereits M. Koch im Jahrbuch für Münchner Geschichte 4. Jahrgang, Bamberg 1890 in dem Aufsatz „Ueber Lor. v. Westenrieders schönwissenschaftliche Thätigkeit“ S. 15 ff. hingewiesen: „Das Bayern und München des vorigen Jahrhunderts hat in diesem Roman seine nicht vollendet künstlerische, aber anschauliche und uns Nachgeborenen wie einstens den Mitlebenden lehrreiche Schilderung gefunden“ (S. 40). — Fr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, Berlin und Stettin 1785, Bd. 6, S. 488 ff. — „Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen“ in den „Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns“, herausgegeben von K. v. Reinhardtstöttner, München und Leipzig 1894/97, 2. Buch, S. 212 ff., 3. Buch, S. 242 ff., 4. Buch, S. 239 ff., 5. Buch, S. 204 ff. — Ausserdem kommen hier noch zahlreiche Urteile von bayerischen Zeitgenossen aus dem Zeitalter der ersten bayerischen Aufklärungsepoche in Betracht, die wir z. T. gelegentlich werden kennen lernen.

als besser geworden seien. Scharen von Bettlern und arbeitsscheuem Gesindel durchzogen das Land, und doch fehlte es allenthalben in Gewerbe und Landwirtschaft in einem Masse an Arbeitskräften, dass ausgedehnte Flächen Ackerlandes unbebaut liegen blieben. Andererseits war aus den Kreisen jener Bettlerscharen ein Verbrechertum hervorgegangen, dass so zahlreich war, dass, trotz der drakonischen Gesetzgebung Kreittmayers¹⁾, in Burghausen, dem wenigst bevölkertem Rentamt, innerhalb 20 Jahren 1100 (?)²⁾ Hinrichtungen stattfinden mussten, und in München die arbeitsträge Masse wöchentlich 2—3 (?) mal Gelegenheit fand, einem derartigen Schauspiel beizuwohnen.³⁾

Zusammenfassend sagt über jene Zeit der bayerische Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts, Westenrieder, in den Annalen der baierischen Litteratur: „Es war ein Zustand der dicksten Finsternis. Wahn, Vorurteile und Dummheit thronten in dem Herzen des Landes, Unsinn in den Schulen, Barbarei in den Gerichtshöfen, auf Kanzeln, in den Palästen der Grossen wie in den Häusern der Bürger und in den Hütten der Bauern. Man dachte nichts, las nichts, empfand nichts, und irgend ein kleines Gebetbüchlein war nebst den Legenden der Heiligen und etwa einem alten Ritterroman das einzige Buch, welches bei Vornehmen und Geringen bekannt war.“ So hart dieses Urteil klingt, wer die Verhältnisse kennt, wird — fassen wir die Grundzüge des Gesamtlebens ins Auge — zugestehen müssen, dass es nicht ungerecht ist, wenn wir es nur im Zusammenhang bringen mit einem anderen Wort in eben dieser Schrift: „In der Nation — sagt dort unser Autor — herrschte Finsternis, so sehr man auch hier und da durch Schriften und Anstalten dieselbe zu vertreiben suchte. Der eiserne Schulten und Pedantismus und der Mangel der Freiheit zu denken, hielt ein ganzes Volk in Staub darniedergedrückt.“ Bayern „hatte eine weit grössere Zahl von gelehrten als von aufgeklärten Männern. Daher kömmt es, dass die Wissenschaften noch nie die gewünschte ausgebreitete Wirkung auf die Nation selbst

¹⁾ Vgl. Aug. v. Bechmann, der churbayerische Kanzler Alois Freiherr von Kreittmayer, München 1896.

²⁾ (): Zusätze d. V.; [] solche der citierten Quellen selbst.

³⁾ Vgl. v. Spruner a. a. O. S. 216.

machten.“¹⁾ Und in der Geschichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften schildert derselbe Historiker zu einer Zeit, wo er bereits angefangen hatte, in ausgesprochen partikularistische Bahnen einzulenken (1804)²⁾ die damaligen Bildungsverhältnisse in Bayern folgendermassen: „Ganze Orden hatten den Unterricht der Jugend übernommen und beinahe nach nichts weiter getrachtet, als jene in der katholischen Religion zu befestigen, und alles, was hierin einer Gefahr ähnlich sah, zu entfernen. Jede auch noch so kleine Verbesserung hiess man eine Neuerung und mit jeder Neuerung verband man den Begriff einer Gefahr. Man fürchtete sich vor jedem ungewöhnlichen Laut und argwöhnte überall ein verborgenes Gift.“ Infolge der durch die „Glaubensreformation“ eingetretenen Wirren war „bald aller Forschgeist verdächtig, verhasst, beschränkt geworden und — weil man die wechselseitige Mitteilung von Begriffen für die Quelle der lästigen Unruhen hielt — aller wissenschaftlicher Verkehr (mit Andersgläubigen) aufgehoben worden. So dachte man nur immer an die Ausartung der Dinge und hatte die Ueberlegung nicht mehr zu denken, dass, wenn der Missbrauch des Forschgeistes und der Gelehrsamkeit Schaden anrichtet, der Mangel an Forschen noch weit mehr Unheil nach sich ziehe; allein diese eingeschränkte Denk- und Vorstellungsart überlieferten sich nun einmal die öffentlichen Lehrer von Jahr zu Jahr, und sie selbst wussten zuletzt kaum mehr als ihre Schüler, welchen sie, was sie wussten, gerade so, wie sie es von ihren Lehrern erhalten hatten [was freilich wenig war] mitteilten. Die Kultur der deutschen Sprache hatte sich bis auf die Schön- und Rechtschreibkunst verloren. Die Sprachen der Römer und Griechen wurden zwar gelehrt, aber ohne alle Hinweisung auf die Sachen und den Geist. Das was man humanistische Litteratur nannte, weckte und bildete keinen Dichter, Redner

¹⁾ Vgl. die Annalen der baierischen Litteratur a. a. O. I, S. 8 und S. 129 sowie den Vorbericht zum 2. Bd. — über die Autorschaft vgl. Gebele Osterwald a. a. O. S. 14, Anm. 1.

²⁾ Vgl. A. Kluckhohn, über Lorenz v. Westenrieders Leben und Schriften, 12. Bd. d. Bayr. Bibliothek, Bamberg 1890, S. 75 ff. — Sehr interessant für die Wandlung, welche sich in W.' Anschauungen angesichts der Montgelatschen Reformen weiterhin vollzog, ist die Vorrede zu dem drei Jahre später erschienenen 2. Bd. des gleichen Werkes. Ihre ausgesprochene Tendenz geht dahin, den Eindruck der Worte von 1804 abzuschwächen.

oder nur erträglichen Schriftsteller. Die Metaphysik lehrte durch unbegreifliche Worte, dass viele Dinge, die wir nicht begreifen, unbegreiflich seien, und die Physik, die ohne vorgängige Mathematik gelehrt wurde, beschränkte sich auf einige Versuche mit der Luftpumpe und der Elektrisirmaschine. Die Naturgeschichte, die Erdbeschreibung und Staatengeschichte wurden ganz misskannt.“¹⁾

Wir haben hier den ehrwürdigen Geschichtschreiber Altbayerns, der sein bayerisches Volk kannte und liebte wie wenig andere, lange das Wort führen lassen, da sich die fraglichen Verhältnisse kaum anschaulicher schildern lassen als es von diesem Altmeister bayerischer Geschichtschreibung geschehen ist. Freilich es ist ein düsteres Bild, das Westenrieder entwirft. Wer die Geschichte des Geisteslebens in Deutschland vom 16. zum 18. Jahrhundert kennt, wie es uns heute in den Werken von Paulsen, W. Scherer, Hettner und Biedermann entgegentritt, weiss: Erscheinungen und Verhältnisse, wie sie oben Westenr. schildert, finden sich im 17. Jahrhundert fast überall in Deutschland.²⁾ Was uns an der Darstellung W'. auffällt, ist die Ausschliesslichkeit, mit der all dies Traurige und Trübe für das ganze Land gelten soll und sodann, dass diese Schilderung für Altbayern noch für die Zeit um die Mitte des 18. Jahrhunderts zutreffen soll — zu einer Zeit, wo für die meisten deutschen Territorien zwar noch viele einzelne Züge aus Westenr'. Gemälde zu Recht bestehen, im allgemeinen aber das neue Bildungsideal des 18. Jahrhunderts mit dem ersterbenden des 16. und 17. bereits überall mehr oder weniger im siegreichen Wettstreit liegt.

Die Gründe dieser Erscheinung liegen in der Hauptsache in einem Doppelten. Einmal hatte Altbayern auch nach dem 30jährigen Krieg nochmals ganz ausserordentlich verhängnisvoll wirkende Kriegszeiten zu durchleben. Denken wir nur an die zweimalige österreichische Fremdherrschaft unter Max Emanuel und z. Z. des unglücklichen Kaisers Karl Albert! Die andere Hauptursache hängt mit der Geschichte des Jesuiten-Ordens in Bayern zusammen. Auf sie näher einzugehen, würde hier zu

¹⁾ Vgl. Westenrieder, *Gesch. d. Akademie d. W. a. a. O. I., S. 4 und 7 ff.*

²⁾ Vgl. hierfür auch den interessanten Artikel von F. Thudichum „Rechtgläubigkeit und Aufklärung im 18. Jahrh.“ i. d. Beilage z. *Allgemeinen Zeitung* 1899, Nr. 39 und 40.

weit führen. Nur auf einige Hauptpunkte, die Voraussetzung für nachstehende Darstellung bilden, sei kurz hingewiesen.

Um die Bevölkerung Altbayerns, in die zur Zeit der Reformation vielfach lutherische und täuferische Lehren eingedrungen waren, zur Reinheit der katholischen Lehre zurückzuführen und eine Reform der bestehenden Kirche durchzusetzen, wurden eine Reihe kirchenpolizeilicher Einrichtungen geschaffen, welche das gesamte geistige, ja selbst das wirtschaftliche Leben umspannten und keinerlei Bestrebungen freie Entfaltung gewährten, sobald durch sie die Reinheit der kirchlichen Lehre irgendwie gefährdet erschien. Aller Verkehr und Aufenthalt im protestantischen Ausland wurde möglichst eingeschränkt und peinlich überwacht, der Gedankenaustausch aber mit Akatholiken sowie die Lektüre akatholischer Werke fast unmöglich gemacht. Das gesamte litterarische commercium wurde nach konfessionell-dogmatischen Gesichtspunkten festgelegt.¹⁾ Derartige Versuche wurden wohl auch in manchen lutherischen Ländern vorübergehend gemacht, nirgends aber so allseitig, konsequent und lange Zeit (fast zwei Jahrhunderte) durchgeführt wie in Bayern. Die Bestimmungen, welche in dieser Richtung unter dem massgebenden Einfluss des Jesuiten-Ordens durch Albrecht V., Wilhelm V. und Maximilian I. festgelegt wurden, bestanden bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, wenn sie auch nicht mehr mit der durchgreifenden Energie eines Maximilian I. gehandhabt wurden. Bei der territorialen Abgeschlossenheit und Randlage Bayerns konnte es nicht ausbleiben, dass das Land unter der Einwirkung eines solch strengen Censurregiments vom deutschen Westen und Norden mehr und mehr abgeschlossen und isoliert wurde, und so einer der wichtigsten Faktoren in der Entwicklung alles Völkerlebens, der allseitiger Anregung und Wechselwirkung, aufhörte, voll und ganz zu wirken.

Ferner! Als in den Tagen Albrechts V. und Wilhelms V. die Jesuiten die geistige Leitung des Volkes übernahmen, konnten sie sich ganz auf den Boden des zeitgenössischen Bildungsideals,

¹⁾ Vgl. Heigel, Censurwesen a. a. O. und Stieve a. a. O. — Gothein teilt a. a. O. S. 731 ff. Richtlinien mit, welche Jg. v. Lyola 1554 dem damals in Wien weilenden Canisius zur Durchführung einer Gegenreformation in Oesterreich übermittelte. Es ist ausserordentlich interessant zu sehen, wie dieselben die in Bayern zu gleichem Zwecke getroffenen Massregeln aufs getreueste widerspiegeln.

des Humanismus stellen, da die Elemente desselben, Christentum und Antike, im allgemeinen nichts enthielten, was dem angegebenen Hauptziel des Ordens — wir sprechen hier lediglich von Bayern — widersprochen hätte. So gelang es dem Orden bei der idealen Schwungkraft und opferfreudigen Begeisterung, mit welcher seine ersten Generationen sich ihrer Aufgabe widmeten, auf dem Gebiete des Gymnasialschulwesens Erfolge zu erzielen, die ihre Schulen denen der Protestanten besonders hinsichtlich ihrer äusseren Erfolge zum mindesten ebenbürtig erscheinen liessen. Allein mit der Erreichung des gesteckten Hauptzieles, der Wiederherstellung der reinen Kirchenlehre, liess die ursprüngliche Spannkraft nach, Christentum und Antike erstarrten unter den Händen ihrer Lehrer in Formalismus und Scholastik und verloren so ihren erzieherischen und bildenden Gehalt mehr und mehr. Schon im 17. Jahrhundert zeigen sich deutlich die Spuren jener Verkümmernng des Bildungswesens und des religiös-sittlichen Volkslebens, wie sie uns oben für das 18. Jahrhundert Westenrieder drastisch geschildert hat, andere Schriftsteller, vor allem Kluckhohn,¹⁾ Bauer²⁾ und Prantl³⁾ für das Schulwesen, W. Schreiber⁴⁾ (katholischer Theologe) für das religiös-sittliche Volksleben quellenmässig nachgewiesen haben.

Das neue Bildungsideal aber, das uns im Laufe des 17. Jahrhunderts begegnet, ist völlig ausserhalb der Gedankenkreise erwachsen, wie sie in den Jesuitenanstalten gepflegt wurden. Dasselbe aber in sich aufzunehmen, um auf solch erweiterter Grundlage aufs neue in geistigen Wettbewerb mit den Gegnern zu treten, dazu fehlte es dem im gesicherten Besitz des erstrebten Zieles sich fühlenden Orden des 18. Jahrhunderts an der Schwungkraft und dem Scharfblick seiner ersten Generationen;

¹⁾ Kluckhohn „Die Jesuiten in Bayern mit besonderer Rücksicht auf ihre Lehrthätigkeit“ in Sybels historischer Zeitschrift, Bd. 31, Mchn. 1874, S. 343 ff. und „Beiträge z. Gesch. d. Schulwesens i. Bayern v. 16. b. 18. Jahrh.“ i. d. Abhdlg. d. hist. Kl. d. Kgl. B. Akademie d. W., 12. Bd., 3. Abt., Mchn. 1874, S. 171 ff. — allerdings dürften die Ausführungen Kl. dem Jes. Ord. nicht immer völlig gerecht werden: man muss bei der Beurteilung des Ordens vor allem das 1. Jahrh. seiner Thätigkeit und die folgenden möglichst auseinanderhalten.

²⁾ Wolfg. Bauer, aus dem Diarium des gymnasii S. J. Monacensis, München 1878.

³⁾ C. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität, 2 Bde. München 1872.

⁴⁾ W. Schreiber a. a. O.

dafür bestand zwischen den philosophischen Grundlagen des neuen Geisteslebens und den vom Ordensgründer für alle Zeit festgelegten scholastischen, aristotelisch-thomistischen Principien des jesuitischen Bildungssystems eine zu unüberbrückbare Kluft¹⁾; dazu bildeten die Forderung freier Entwicklung der Individualität auf der einen Seite und andererseits diejenige, persönliche Ueberzeugung und eigenen Willen im Dienst eines gemeinsamen kirchlichen Zieles zu opfern, zu unvereinbare Gegensätze; dafür hatte endlich das neue Bildungsideal auch einen zu weltfreudigen, dem Diesseits allzu fröhlich vertrauenden Charakter.

Wohl lag Weltflucht quietistischer Art den Jesuiten, dem „Orden der praktischen That“ fern; aber der Frömmigkeitsbegriff, der sich unter seinem massgebenden Einfluss allmählich ausbildete, basierte auf einer pessimistischen dem frohen Diesseitsglauben des 18. Jahrhunderts diametral widersprechenden Weltauffassung. Wir bewundern den pädagogischen Scharfblick des Ordens, mit dem er in dem wichtigsten Punkt aller religiösen Erziehung einsetzte, den Menschen im Gedränge und Gewirr des Lebens sich nicht verlieren zu lassen, sondern Mittel und Wege zu suchen, die ihn, sein ganzes Tageleben mit einer Kette religiöser Aufmunterungen umgebend, immer wieder zur Sammlung, zur Rückkehr, zum wahren Selbstbewusstsein zurückführen sollten. Aber es war ein Lenken des Blickes himmelwärts weniger in vertrauensvollem Aufblicken zu dem himmlischen Vater, der Ueberwindung und Beherrschung alles Irdischen fordert, als vielmehr im Geist jener weltflüchtigen Gesinnung, welche, unbewusst die bösen Neigungen des eigenen Herzens in die Dinge dieser Welt verlegend, alles Diesseitige als an sich sündhaft ängstlich flieht und dadurch die angeborene Eigenart anstatt zu veredeln und weiterzubilden zu unterdrücken droht: „Die Welt, die uns umgibt, ist voll Trug und Verführung, die Werke der Schöpfung sind nur Fallstricke für den schwachen Sünder. Nur wer scheuen Blickes durchs Leben zog, überall Arglist und Hinterhalt des ewigen Feindes seiner Seele ahnend, der hat den Kampf bestanden. Aber selbst die grösste Vorsicht gewährt nicht unbedingte Sicherheit. Die fromme Nonne, die im Garten ihres Klosters sich des wachsenden Lattichs freut und

¹⁾ Vgl. B. Duhr S. J., die Studienordnung der Gesellschaft Jesu, 9. Bd. d. Bibl. d. kath. Pädagogik, Breisgau 1896, S. 212 ff. u. Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts², Lpzg. 1896/97, 1. Bd., S. 420 und 425.

ihn versucht, ahnt nicht, dass der Teufel in ihm steckt, und sie nun von ihm besessen ist“.¹⁾

Zur lähmenden Wirkung solch pessimistischer Weltauffassung kam hinzu, dass die Erziehungsmittel, welche man wählte, um Herz und Sinn himmelwärts zu lenken, vielfach rein formaler-mechanischer Art waren.²⁾ Die Folge war, dass im Lauf der Zeit an Stelle ernstesten sittlichen Ringens und Strebens nach den berechtigten materiellen und geistigen Gütern dieser Welt bei tiefer angelegten Naturen häufig Weltflucht und Askese trat, die breite Masse aber, die solch dauernder asketischer Anspannung nicht fähig war, sich mit einem zwar viele Zeit in Anspruch nehmenden aber in äusserlichen Formen und Werken aufgehenden Gottesdienst abfand, während sie sich andererseits der bei der inneren Leere des Lebens hervorbrechenden Genusssucht mehr oder weniger rückhaltlos hingab. Es sind jene Erscheinungen des religiösen Lebens, wie sie uns aus dem damaligen Schulleben vor allem Kluckhohn und W. Bauer, aus dem Volksleben im allgemeinen W. Schreiber und Gebele schildern. „Nirgendwo — sagt Heigel von dieser Zeit — war der Katholizismus so leerer Formendienst geworden wie hier“, und andererseits gab es „kein Land auf der Welt, wo die Religion so bequem und die Andacht so lustig war“.³⁾

So stand der Jesuiten-Orden um die Mitte des 18. Jahrhunderts längst nicht mehr auf dem einstigen Höhepunkt. Andererseits aber waren die Jesuiten noch immer die massgebenden Leiter des Volkes, aus ihren Schulen waren seit der Reformation alle Beamte, geistliche und weltliche hervorgegangen, Generationen waren unter dem unterrichtlichen, erzieherischen und seelsorgerischem Einfluss des Ordens aufgewachsen. Man

¹⁾ Diese Richtung tritt uns entgegen in den zahlreichen Andachtsbüchern, wie sie vom Jes. Orden im „goldenen Almosen“ verlegt wurden, in den Werken Buchers, in ausserordentlich charakteristischer Weise schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts bei dem vielgelesenen, noch im 18. Jahrhundert beliebten, in religiöser Hinsicht durchaus im Geist des Jes. Ordens schreibenden bayerischen Volksschriftsteller Aegidius Albertinus („der Welt-Tummel- und Schauplatz“) vgl. v. Reinhardstöttner, „Volksschriftsteller der Gegenreformation in Altbayern“ a. a. O. II, S. 86 ff., bes. S. 89, 94 und 116 f.

²⁾ Vgl. die bei Gebele, das Schulwesen Münchens in seiner geschichtlichen Entwicklung, Mchn. 1896, im Anhang S. III ff. mitgeteilte Schul- und Zuchtordnung sowie Kluckhohn und Bauer a. a. O.

³⁾ Vgl. Heigel, Bucher a. a. O. S. 136.

hatte sich daran gewöhnt, in den Jesuiten die geistigen Väter des Volkes zu erblicken und zu verehren. Sie waren die geschätztesten Lehrer wie die beliebtesten Kanzelredner und Beichtväter. Der jesuitische Frömmigkeitsbegriff war bei der Masse in Fleisch und Blut übergegangen. „Jesuitismus und Katholizismus waren“, wie Wolfram sagt, „identisch“ geworden.¹⁾ In erster Linie darauf bedacht, alles fern zu halten, was der in Bayern wie in keinem anderen deutschen Land glücklich hergestellten Reinheit der Lehre Eintrag thun könnte, bildete der Orden und die in seinem Geist und Frömmigkeitsbegriff aufgewachsene Masse des Klerus, Beamten und Bürgertums eine das ganze Land in ihren Bannkreis ziehende Macht, die, wie Riezler sagt, „jeden freien Gedanken erstickte, jeden intellektuellen Aufschwung lähmte“.²⁾ Wohl sehen wir auch in unserer Zeit aus dem Orden noch Persönlichkeiten hervorgehen, die uns als Charaktere wie als Förderer der Wissenschaft mit Ehrerbietung und Hochachtung für sie erfüllen, aber das Bildungssystem des Ordens als ganzes hatte bereits seit mehr als einem Jahrhundert angefangen, die allgemeine Entwicklung ins Stocken geraten zu lassen.

Von der Aufgabe, diese Verhältnisse in ihren einzelnen Erscheinungen zu schildern, dürfen wir hier füglich absehen: Die Beiträge, welche von neueren Schriftstellern hierzu vor allem Zirngiebl, H. Schmidt, Spruner, W. Schreiber, Prantl, Kluckhohn, Gothein, Gebele, Heigel und Riezler geliefert haben, sind leicht zugänglich und fügen sich unschwer zu einem ganzen.³⁾

Dagegen sei hier kurz eine Zeitschrift besprochen, die um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert erschienen, trefflich geeignet sein dürfte, ein objektives Bild von dem Stand der höheren Bildung im damaligen Altbayern zu bieten. Sie ist für unsere Zwecke von um so grösserer Bedeutung, als sie mit dem später zu behandelnden Parnassus Boicus im inneren Zusammenhang steht wie dieser hinwiederum mit der 1759 gegründeten Akademie der Wissenschaften.

¹⁾ Vgl. L. Wolfram, die Illuminaten in Bayern und ihre Verfolgung 1. T., S. 6, Erlangen 1899 (Gymnasialprogramm).

²⁾ Vgl. S. Riezler, Hexenprozesse S. 297.

³⁾ Nur für das Schulwesen trifft dies nicht zu. Eine zusammenfassende Darstellung über den Stand der Dinge auf diesem Gebiete um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird d. V. an anderer Stelle versuchen.

1702 traten c. 20 bayerische Patrioten, wie es scheint fast sämtlich kurfürstliche Beamte geistlichen und weltlichen Standes zu einer Vereinigung zusammen, „Nutz- und Lust erweckende Gesellschaft der Vertrauten Nachbarn am Isarstrom“ sich benennend. Zur Durchführung seiner patriotischen Ziele beschloss der Verein, „historische Discurse über allerhand zeitläufige Begebenheiten und dadurch veranlassende Materien“ von Zeit zu Zeit in Druck ausgehen zu lassen.¹⁾

Die Ursachen, welche zur Societät veranlasst haben, werden dem Leser zu Beginn des ersten Bändchens „prämittiert“. Erste Ration ist fürnemlich: „²⁾Der Durchlauchtigsten Lands-Herrschaft- und des Chur-Bayer. Vatterlands Glori-Hoheit-Welt-Ruhm- und höchst verdientes Lob | so viel ihrer der Authorn Ringfügigkeit äusserist vermag | fort und fort zu extendirn | und | so zu melden | zu defendirn Secundò ist Uns zu Gemüth gegangen | dass von denen Uncatholischen | unter dem sepeciosen Färbl schöner Geschicht-Romanen | gelehrter Versamblungen nicht eine kleine Anzahl solcher Bücher in Unsere hochverehrte Chur-Bayrische-Vatterlands-Provinzen herein geschoben worden | die in sich das ärgste Gifft verführerischer Lehren — grosser wider die wahre Religion und geistliche Obrigkeiten laufender Lügen und Calumnien- und leichtfertiger der Jugend gefährliche Erzählung | verborgen halten | ohne dass sich Jemand nicht nur in Chur-Bayern- sondern in gantzem Röm. Reich bissher rühren wollen, verfluchte Scartecken zu examinirn- und publicè zu confundirn- oder

¹⁾ Vgl. über unsere Gesellschaft: J. C. Lippert, Nachricht von den ehemaligen gelehrten Gesellschaften in Bayern, Abhdl. d. Ch. B. Akademie der Wissenschaften, München 1764, 2. Bd., S. 5 ff. — P. P. Huber, der Parnassus Boicus, München 1868 (Gymnasialprogramm), S. 4 und 7. — und Pl. Stumpf, Denkwürdige Bayern, München 1865, S. 206 f.

²⁾ Da in dem hier behandelten Zeitraum sich ein tiefgehender Wandel in der bayerischen Schriftsprache vollzieht, hat d. V., um die Entwicklung in ihren einzelnen Phasen zu charakterisieren, Proben aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Persönlichkeiten in „—“ „gesetzt; während bei den übrigen Quellenangaben die Orthographie in der üblichen Weise vereinfacht wurde. (Vgl. Beschlüsse der 3. Versammlung deutscher Historiker zu Frankfurt a. M.).

durchzuhächlen | will geschweigen dass man sich die Mühe nähme, selbstn nützliche Bücher auszufertigen“ „Tertio“ wollen die Isarfreunde „die müssigen Stunden ergetzlich verkürzen; wohlerwiegend, dass der Müssiggang bei auferbaulichen Christen ein schlechtes Laster sei; die Zeit aber mit Spielen, Jagen, Tanzen, Panquetirn oder mit eitlen Geschwätz nach der Weiber-Mode zu verzehren auch nit am besten decent zu sein scheinen wolle.“ „Quarto“ getröstet sich die Gesellschaft „es werde dieser Anfang andere Patrioten zu einer Nachfolg incitirn und die wackern Bayern [so feirende und doch fürtreffliche Ingenia besitzen] ihnen nicht nachsagen lassen, dass andere deutsche nationes . . . in dem Wahn stehen sollen, dass sich niemand capabler antreffen lasse, ihnen der in vielen Stücken suo modo et loco tadelhafte und unzulässige narrationes zu beschreiben, zu urgirn und das Widerspiel zu probirn“. Durch solches „Intent“ hofft man, wie die Dedikation an den Kurfürsten (vom 31. Martii 1702) betont, „dero Landskinder die Zeit patriotisch zu vertreiben.“

Wie die gelehrten Gesellschaften des 17. Jahrhunderts es liebten, sich in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen, so nahmen auch die Isarfreunde fingierte Namen an. Nur von drei Mitgliedern sind uns bis jetzt die wirklichen Namen bekannt: Urban Heckenstaller († 1740), Geheimsekretär, der an der Erhebung Bayerns gegen die österreichische Fremdherrschaft beteiligt war; ferner der Geh. Ratsregistrator und Hofbibliothekar Joh. Kandler († 1718) und endlich Joh. Gg. Lütich aus München, der später kurpfälzischer Rat zu Mannheim wurde. Die Abhandlungen, Gutachten und Erzählungen, welche die Zeitschrift bietet, sind als Referate der einzelnen Mitglieder gedacht, die diese bei Versammlungen an verschiedenen Orten wie zu München, Dölz, Wolfratshausen, Schöfftlarn, Höselohe etc. ablegen. In Wirklichkeit pflegte sich die Gesellschaft nach dem Zeugnisse Lipperts in München zu versammeln.¹⁾

Einen breiten Raum nimmt der zweite Punkt des Programmes, Bekämpfung gefährlicher Litteratur, ein. Solche Schriften kann Herr Ehrenwarth von Sigersburg gleich zu Beginn (I. Bd., S. 50) ex tempore ein Registervoll allegirn, wie da sind: die Geschicht - Romanen Happeliy und noch andere selbigen

¹⁾ Vgl. Lippert a. a. O. S. 5.

Authoris opera; ferner die sogenannte Monatliche Lust-Fragen, die Monatlichen „Nouvelles aus der gelehrten- und curieusen Welt,“, die sogenannte Geschicht-Calender, die Mercurus historiques, die Fruchtbringende Gesellschaft etc. Die Verteidigung richtet sich in der Folge fast ausschliesslich gegen die von 1692—97 zu Frankfurt und Gotha erschienenen „Novellen aus der gelehrten und curiosen Welt: darinnen die Quintessence mannigfaltiger Gelehrsamkeit . . . einer curiösen und gelehrten Gesellschaft . . . zu Erlangung einer galanten Erudition monatlich communiciret“ wird. In langatmiger Ausführlichkeit wird diese Zeitschrift Punkt für Punkt widerlegt, wo immer sie sich mit dem Katholizismus beschäftigt — freilich lässt auch diese selbst an Toleranz der Gesinnung sehr zu wünschen übrig.

Herr Adlwerth von Cronenstatt meldet, es sei „doch ein artliches Wesen, dass die Un-Catholischen ihren Religions-Neid so gar nit verbergen kennen“: Ein Author in den Novellen spendet der schwedischen Königin Christina ein Regierungs-Lob, so lange sie lutherisch gewesen: hernach aber lautet der Beisatz, sie habe es durch nachgefolgtes schlimmes Leben und Apostasie ganz wieder verneblet: Und merket es wohl, muss das Catholisch werden apostasieren heissen“. (I, 56 ff.) „Gleichwohl müssen wir, waren die Worte des Herrn Pacifici von Riesenenthal diese verblendte Tropfen nit gar zu hart halten, weil sie zu Zeiten entweder aus Zwang der gar zu stark antreibenden Wahrheit oder aus einem abwechselnden Humor [der sie ein- oder andere Stund von der Gallsüchtigkeit gegen denen Catholischen zu corrigiren scheint] von guten und löbl. Dingen, die unserm wahren Glauben sich anhängig befinden, nit gar abstrahirn“ (I, 62). Wenn freilich die Novellen meinen, mit einem lobenden Hinweis auf die katholische Heiden-Mission gleichen Eifer auch in ihrem Lager wachrufen zu können, so täuschen sie sich, da „die calvinisch- und lutherische Wortsdienere von Fleisch und Blut, das ist von ihren Frauen Pastorinen und ihren lieben Kindern von so gefährlichen Reisen abgeschröcket und dagegen zu Hauss hinter dem Ofen gehalten werden“ (I, 64) — Wollen die Novellen Luthers Tischreden damit rechtfertigen, dass auch er kein Engel gewesen sei, so muss Emanuel von Heldenmarck doch betonen, dass diese Reden „mehr teuflisch— und viehisch— als menschlich zu achten“ seien. Da muss man fragen, ob aus ihnen „die hohe Eigenschaft eines solchen Geistes,

der zu einem Kirchenverbesserer und Haupt-Ausleger des allerreinsten Glaubens gehörig ist, hervorleuchten.“ Man vergleiche nur Luthers Eigenschaften mit denen der Apostel und Kirchenväter, die doch auch Menschen und keine Engel waren. (I, 196) Herr Florian von Löwenau „will die lutherische Scribenten eine kleine Weil verschmaufen“ und sich einmal zu einem calvinischen Author wenden und zwar zu dem Verfasser der „Eidgenössischen Geschicht-Beschreibung“ (Zürich 1690). Das ist zwar im allgemeinen ein schönes und unparteiisches Buch, allein „in Kirchen- und Gottesdienstsachen thut es zum Präjudiz der Catholischen“ doch „unterschiedliches darunter buttern“; so werden Huss und Hieronymus mit soviel Lob genannt, dass „eben darum seine War in keinen Catholischen Kram-Laden tauget“ (II, 119 f.) Dem Jesuiten-Orden zeigt sich die Gesellschaft dankbar ergeben. Herr Justin v. Reichsien weist darauf hin, dass „gleichwie denen modernen Ketzereien aus allen heiligen Ordensständen vorderist die hochlöbl. Gesellschaft Jesu bis dato am nachtrucklichsten in den Augapfel zugreifen gewust“, also seien diese auch bei den Ketzern am schwärzisten angeschrieben. Schwer zu bedauern sei es aber, dass sich dieser verdiente Orden nicht energisch verwahre gegen so grausame Dinge (*reservatio mentalis, ars equivocatoria* etc.), wie sie Lotters-Buben in den Novellen der so fürtrefflichen geistlichen Kommunität andichten. Demgegenüber betont jedoch Herr Magnus von Landliebing, dass der Orden Wichtigeres zu thun habe: seine beste Verteidigung sei die, dass er die „Haupt-Sache nemlich die Römisch-Catholische allein seeligmachende Religion wider selbiges Mucken-Gschmeiss aufs eifrigste hat verfechten helfen“. (I, 69 ff.).

Die Ausführungen über den ersten Punkt des Programmes, die Ehre des Herrscherhauses und des Vaterlandes betreffend, nehmen vor allem auf den spanischen Erbfolgekrieg Bezug, sie dürften für den bayerischen Geschichtschreiber jener Jahre eine wichtige Fundgrube zur Erkenntnis der Volksstimmung bilden. Die beiden letzten Bändchen beschäftigen sich überwiegend mit den Kriegseignissen. Der 4. Band (1703) wurde wegen der rückhaltlosen patriotischen Sprache, die er zu führen wagte, später von der kaiserlichen Administration zu München confisciert.¹⁾ Die Stellung, welche unsere Isarfreunde zu diesen brennenden

¹⁾ Vgl. Lippert a. a. O., S. 10.

Tagesfragen einnahmen, dürften am besten besonders und im Zusammenhang behandelt werden; wir greifen deshalb für unseren Zweck lieber ein Beispiel aus einem anderen Gebiete heraus: Die Erhebung Preussens zu einem Königreich findet H. Gottlieb von Erbhausen „artlich“, da Preussen auch nach changierter Religion noch dem teutschen Ritter-Orden angehöre: so sei es keine unnütze Frage „was denn das für ein wunderliches Königreich sei, so auf einem Fuss stehe, der zu einem anderen Leib gehörig?“ Viel lieber würde P. Mannhardt Kriegensdorffer eine Uebertragung der königlichen Würde auf seinen bayerischen Landesherrn sehen: sie würde den Traditionen des Volkes wie denen der Herrscherfamilie entsprechen, auch würden andere Reichsstände „dem höchstverdient- und gloriwürdigsten Churfürsten in Bayern die Ergreifung der alten Königl. Dignität nicht missgönnen — forderist aber alle Catholische Membra Imperii demselben um soviel ehender Beifall geben“ als ihnen angesichts der im Röm. Reich „ziemlich in die Enge getriebnen Catholischen Religion weit mehr an dem Aufnahm der Magnificenz- und Splendors der vornehmsten Catholischen-Reichs-Saulen gelegen“ sein muss „als an Elevierung der Uncatholischen Reichs-Potenzen“ (I. 84 ff.).

Wir sehen, es sind biedere, für das Wohl und die Ehre ihres bayerischen Vaterlandes und ihres geliebten Regentenhauses begeisterte Patrioten, mit denen wir es hier zu thun haben. In der Belebung und Kräftigung patriotischen Empfindens, dem Wachrufen opferfreudiger Begeisterung für das bedrohte Vaterland dürfte denn auch das Hauptverdienst unserer Isarfreunde beruhen.

Nach einer Reihe von Referaten, die politische und kirchliche Fragen betrafen, gibt Herr Felix von Bayrnfeld zu bedenken, ob hieran auch „die Liebhaber lustiger- und fürwitziger Bücher“ Vergnügen finden werden. Auf Vorschlag des H. P. Gottfried Flandernecker wird daraufhin beschlossen, dass künftig in jedem Traktat wenigstens eine Versammlung, dazu verwendet werden solle, eine Geschichte auszusuchen, die „auf eine Roman-Art oder auf eine solche Weiss ausstaffirt werde, wie die Geschichten auf catholischen Canzlen- oder bei catholischen geistlich- oder sonst ehrlichen Comödien extendirt zu werden pflegen“ und zwar sollen in der betreffenden Versammlung mehrere Herrn sich in den Vortrag „einer solchen Helden-

oder Liebsgeschichte“ teilen (I, 111 ff.). Dementsprechend, werden zwei lange Erzählungen aus der Japonisch- und Sinesischen Kirchengeschichte des ehrwürdigen P. Hazard Soc. Jes. mit vielem Pathos vorgetragen. (I, 123 ff. u. II, 2 ff.) Beide schildern den Sieg einer schönen jungen Christin gegen heidnische Jünglinge, die ihre Keuschheit gewaltsam bedrohen. Die einzelnen Situationsbilder sind mit verfänglicher Ausführlichkeit ausgemalt. Andererseits hält es Herr Magnus von Landliebing, um nicht zu ermangeln, sein „Frägl auch aufzusagen“, für seine Pflicht, vor den teutschen Gedichten des Mart. Opitz zu warnen, vorderist vor dem in Reimen verfassten hohen Lied Salomonis, das „jungen und fürwitzigen Leuten gefährlich- und zu Aufreizung ungeziemender Gedanken gelegentlich fallen“ könnte. (I, 118 f.)

In der ersten Verslg. des 3. Bd. werden sieben Punkte erwähnt, in denen die beiden ersten Bändchen missgünstige Kritik erfahren haben. Es ist interessant einige derselben sowie die Abwehr der Isarfreunde näher kennen zu lernen (III, 13 ff.).

Auf die Mitteilung, dass etlichen die geistliche Liebs-Geschichte nit anstehen und von denselben ein Roman getauft werden, erwidert Herr Pacificus von Kirchenthal: man müsse dergleichen „Schmähe-Mäulern die Intention besser unter die Augen legen; wollten sie sich hiermit nicht weisen lassen, so „muessten sie uns nicht verdenken, wan wir von ihnen urteilen, es stunden ihnen vielleicht der Ovidius de amore- und andere Bocks-Scarteken besser an als was in Contentirung des Fürwitzes selber zu guten Sitten dienen mag.“ Punkt 2 beanstandet, dass „gar zu viel Französisch- oder Lateinische Wort eingemenget“ werden. Hierzu bemerkt Herr Felix von Bayrnfeld: man könne „gewisslich mit Grund probirn, dass sich mancher saftiger Verstand einer abgezilten Mainung im teutschen ohne grosse Beschwernuss- und so kurz und eintringend nit geben lasset als es wohl mit Zuhülfnahme ausländischerdenen Teutschen schon fast gemain gewordenen Redens-Art thuenlich ist, wie die Gelehrten es unmöglich verneinen können. Jedannoch (sic) will er unmassgebig dafür halten, man solte dem teutschen Michel zu Gefalln, künfftig hierinnen etwas nachgeben.“ In Wirklichkeit ist dies aber in den folgenden Versammlungen nicht geschehen. Am wenigsten Bedeutung legt man den beiden letzten Punkten bei, dass die Schriften allzu-sehr „nach Pfafferei“ riechen und „wider die Uncatholischen

die Feder etwas zu scharf“ zu sein scheine. „Dergleichen Vögel mit so gestaltigem Gesang sollten unter keiner auferbaulichen Zusammenkunft geduldet werden.“ Lachen aber muss man, dass sich „so scrupulose Bayrn solten finden, so mit denen Uncatholischen in dem Mitleid tragen, dass eine catholische Feder sie so hart abgestriegelt habe.“

Es ist bezeichnend für die litterarischen Verhältnisse im damaligen Bayern, dass die Isarfreunde trotz ihrer Regierung wie Kirche unbedingt treu ergebenen Gesinnung ganz ausserordentliche Schwierigkeiten und langwierige Verhandlungen zu überwinden hatten, bis sie endlich die Erlaubnis zur Drucklegung ihrer Elaborate erlangten.

Nach Herausgabe des 5. Bändchens (Vorrede datiert vom 29. Febr. 1704) scheint sich die Gesellschaft unter dem Einfluss der schrecklichen Kriegswirren aufgelöst zu haben.

Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir unsere Isarfreunde zu den geistig strebsamsten Persönlichkeiten ihrer Zeit rechnen: bei der Würdigung ihrer Geistesprodukte muss dies im Auge behalten werden.

Das Bild des Geisteslebens, wie es sich uns aus den Darstellungen der eingangs genannten Historiker einerseits und aus den Leistungen der Isarfreunde andererseits entgegentritt, würde aber ein unvollständiges und damit bei aller Treue im einzelnen doch ein ungerechtes sein, wollten wir nicht zugleich auch jener bis jetzt wenig gewürdigten Persönlichkeiten gedenken, die schon vor dem Zeitalter Max III. Josephs sich den Ideen zuwandten, welche die neue Zeit herbeigeführt haben.

Dem Gedächtnis dieser Vorläufer der bayerischen Aufklärungsbewegung seien die nächstfolgenden Blätter gewidmet. Wohl vermochten dieselben bei der Machtstellung des herrschenden Bildungssystems einen massgebenden Einfluss auf die allgemeinen Bildungsverhältnisse nicht auszuüben — darum bleiben die Schilderungen eines Westenrieder und anderer zu Recht bestehen; dies soll uns aber heute nicht hindern, dankbar der Bemühungen dieser Männer zu gedenken: haben sie sich doch in dunkler Zeit zu hellerem Denken hindurchgerungen und nicht bloss dies, sondern auch den Mut gezeigt, ihre Ueberzeugung ehrlich auszusprechen, selbst auf die Gefahr hin, als Ketzer behandelt zu werden.

Dem Rückgang, in welchen die katholische Wissenschaft beim Ausgang des Mittelalters und in den Stürmen der Reformationszeit mehr oder weniger geraten war, suchte gegen Ende des 17. Jahrhunderts allen voran der altberühmte Orden der Benediktiner entgegenzuarbeiten.¹⁾ Bei ihm regten sich denn auch zuerst Stimmen zu Gunsten der neueren Geistesrichtung: anfangs schüchtern, gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts immer entschiedener. Abgesehen von der medizinischen Fakultät der Landes-Universität reihten sich ihnen bald auch Angehörige anderer Orden an insbesondere Augustiner, aber auch einzelne Jesuiten sowie Weltgeistliche und Laien. Eine ganze Reihe hervorragender Männer, die zu den bedeutendsten Kämpen der späteren Aufklärungsbewegung zählen, haben ihre Bildung zum kleineren oder grösseren Teile bei den Benediktinern oder geistesverwandten Orden erlangt; denken wir nur, um von alsbald zu behandelnden Persönlichkeiten abzusehen, an Lori in Steingaden, Desing und Meichelbeck in Benediktbeuren, Scheyern und Salzburg, Schollner in Oberaltaich, Töpsel, Oefele und Steigenberger in Polling.²⁾

Bei den Benediktinern war der Anstoss zur Erneuerung gründlicher Pflege der Wissenschaft von Frankreich ausgegangen. Dort hatte sich schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts zur Wiederherstellung der Benediktinerregel in ihrer ursprünglichen Reinheit und zur Belebung wissenschaftlicher Studien im besonderen die berühmte Benediktiner-Congregation der Mauriner gebildet, aus der ein Mabillon hervorgegangen ist. Aehnliche Congregationen entstanden bald auch in einzelnen deutschen Ländern. Sittenreinheit und Gelehrsamkeit waren ihre ausgesprochenen Hauptziele. In Bayern kam es zu einer solchen Vereinigung im Jahre 1684. Für die Conventualen derselben wurde ein gemeinsames Studium eingerichtet. Auf diese Weise konnten die besten Kräfte des Ordens für die Ausbildung des jungen Nachwuchses nutzbar gemacht werden, und im Zusammen-

¹⁾ Vgl. K. Werner, Geschichte der kathol. Theologie², Mchn. u. Lpzg. 1889, S. 90 ff. u. J. C. Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Freiburg 1886, III, S. 274 ff.

²⁾ Vgl. A. Lindner, die Schriftsteller und die um Wissenschaft u. Kunst verdienten Mitglieder des Benediktiner Ordens im heutigen Königreich Bayern vom Jahre 1750 bis zur Gegenwart, Regensburg 1880, I, S. 15 ff. sowie Werner a. a. O. S. 163 u. Bavaria I, 1, S. 548.

leben von Angehörigen verschiedener Ordenshäuser weitete sich der Gesichtskreis. Als Lehrgegenstände finden wir ausser den üblichen theologischen Fächern: Rethorik, Dialektik, Moralphilosophie, Physik, Mathematik und das Studium der griechischen und hebräischen Sprache. Dagegen sind Alchymie und Astrologie (*Astronomia indiciaria*) ausdrücklich verpönt. Behufs des „gemeinsamen Studiums“ wurde zunächst in Scheyern (1687) ein philosophischer und in Mallersdorf (1689) ein theologischer Kursus eingerichtet. Doch wurde mit dem Ort des Studiums häufig gewechselt. Ausserdem fanden die bayerischen Benediktiner bald in der 1622 entstandenen Universität Salzburg einen geistigen Mittelpunkt.

Freilich dürfen wir uns durchaus nicht vorstellen, dass etwa der Benediktiner Orden oder andere der erwähnten Gruppen geschlossen gegen das herrschende Bildungssystem angekämpft hätten. Auch hier standen, wie immer in solchen Verhältnissen, einzelne vorwärts drängende Geister im Gegensatz zu einer in langsamen Fluss oder gar im Stillstand befindlichen Masse. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist eine Abstimmung v. J. 1708, die für die Vorgeschichte der Aufklärung nicht ohne Interesse ist. Die erwähnte Benediktiner Kongregation von 1684 hatte u. a. die Massregel getroffen, dass zur Beratung über gemeinsame Angelegenheiten alle drei Jahre Versammlungen stattfinden sollten, zu denen die zugehörigen Klöster ihre Aebte sowie sonstige Deputierte ihres Konvents entsandten. Hier wurde 1708 bei Beratung über Verbesserung des Studienwesens u. a. die Frage aufgeworfen, ob die Lehrer der Theologie sich in ihrem Vortrag an die Doktrinen des hl. Thomas zu halten haben, oder ob Freiheit gestattet werden könne. Ueber diesen Punkt gingen die Meinungen auseinander. (*circa hoc punctum diversae opiniones erant.*) Die Freunde des hl. Thomas trugen zwar den Sieg davon, aber ein Teil trat für die Freiheit der Lehre ein. (*quidam propugnabant libertatem.*)¹⁾

¹⁾ Vgl. Jos. Bach, „Reformbestrebungen der bayerischen Benediktiner auf dem Gebiete des Gymnasialwesens um 1708“ in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, 7. Jahrg. 1. Heft, Berlin 1897, S. 85 ff. — Leider ist ein handschriftlich vorhandener Auszug (*Annales Congregationis Benedicte-Bavaricae*) aus den Protokollen sämtlicher Sitzungen, die — wie Bach betont — für die bayerische Schulgeschichte des 18. Jahrh. von grossem Interesse sein dürften, bis jetzt noch nicht veröffentlicht.

So blieb zwar auch bei den Benediktinern die Pflege der Wissenschaft bei allem Ernst des Strebens vorerst in der Regel noch eine scholastische, aber wie hier, so sehen wir auch sonst bereits vereinzelte Stimmen sich geltend machen, die grössere Freiheit des Denkens anstreben, ja es lassen sich sogar sympathische Kundgebungen für die neue philosophische Geistesrichtung, wie sie durch Cartesius geschaffen worden war, schon aus dem Schluss des 17. Jahrh. nachweisen.

Dahin haben wir vor allem den P. Udalrich Staudigl (1644—1720) in dem Kloster zu Andechs zu rechnen.¹⁾ Zu Landsberg als Sohn eines Bauers geboren, war er in seinem 20. Lebensjahr in das erwähnte Kloster eingetreten. Vielseitig veranlagt, eignete er sich nach dem Zeugnisse Baaders nicht bloss eine ungewöhnlich reine lateinische Schreibart an, sondern sprach auch gut französisch und italienisch. Den Dokortitel errang er sich sowohl in der Philosophie und Theologie wie in der Medicin und dem Rechte. Bei der Begründung der bayerischen Benediktiner-Kongregation wurde u. a. auch ihm die Vermittelung der Angelegenheit in Rom übertragen. 1686 gab er eine gereinigte Philosophie heraus²⁾, da durch die bisherige Art des Studiums bei der Jugend bewirkt worden sei, dass einige die Seekrankheit, die meisten Ekel vor dem philosophischen Studium bekommen hätten — ein Vorwurf, den vor ihm schon C. Manz erhoben hatte. (vgl. u. S. 25 f.)³⁾ Es ist be-

¹⁾ Vgl. über Staudigl Parnassus Boicus IV, 219 ff. — Cl. Al. Baader Lexikon verstorbener bayerischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts, Augsburg u. Leipzig 1824 u. 25, I, S. 247 f.

²⁾ *Omnium scientiarum ac artium organum universale seu logica practica ad omnium scibilium penetralia aggressum demonstrans, ingressum promovens et progressum facilitans. Nova penitus methodo concepta, ad praxin ipsam solide elaborata et quam multiplicibus tam curiosis-exemplis et paradigmatis adornata, Romae 1686.*

³⁾ Staudigl. a. a. O. S. 2 und Caspari Manzii iudicium super illa quaestione: utrum dari possit melior, et christianae pietati conformior modus docendi, quam sit vulgaris, S. 4.

Es ist bekannt, wie fast an allen deutschen Hochschulen des 17. Jahrhunderts besonders das philosophische Studium in Scholastik erstarrt war und vielfach erst im Lauf des 18. Jahrhunderts aus den Fesseln gelöst wurde, in die es zünftiges Gelehrtentum und Orthodoxie geschlagen hatten. Für die einst so berühmte Universität Ingolstadt wie für die mit vielen Gymnasien verbundenen Lyceen in Altbayern dauerte dieser Zustand der Erstarrung noch tief in das 18. Jahrh. hinein. Wie man den Bestand

zeichnend für den geringen Wert, welchen gewisse Kreise schon damals der Schulphilosophie beimassen, dass Staudigl in seinem Organon ein philosophisches Lehrbuch für den jungen Adel schaffen wollte, um ihn vor den dornigen Subtilitäten dieser Schulphilosophie zu bewahren, die ein feiner Genius nicht zu ertragen vermöge.¹⁾ Mit Baco — auf den er sich ausdrücklich beruft¹⁾ — betrachtet St. das Studium der Naturwissenschaften und der praktischen Philosophie für künftige Staatsmänner als besonders wichtig. Die Erscheinungen des Lebens mit philosophisch

des Wissens von den Vätern ererbt hatte, so wurde er an die Schüler weiter gegeben. Der Geist freier Forschung, selbständigen voraussetzungslosen Denkens wurde nicht nur nicht gepflegt, sondern geflissentlich unterdrückt — mochte er sich bei Schülern oder vereinzelt Kollegen hervorwagen. Aristoteles war die Autorität, die für alle Fragen entscheidend sein sollte, und doch bekamen die allerwenigsten Studenten diesen Autor selbst jemals in die Hand. Dabei verlor man sich in immer spitzfindigere Fragen, bei deren Beantwortung es sich immer weniger um ein inhaltliches Interesse handelte, als vielmehr darum, durch mächtigen Wortschwall und Gewandheit in scholastischen Deduktionen den Gegner niederzukämpfen. So kam es, dass man, wie Rothfischer berichtet, Kandidaten allen Ernstes darüber disputieren liess, „ob eine sich bewegende Maschine, die man von weitem sieht, ein Tier sei, oder ob die Raisonabilität dieser Maschine mit der von Animalität einerlei sei“. (vgl. Rothfischer, „Gedanken über die katholische Disputierkunst“ aufgenommen in einem zahlreiche Streitschriften für und wider Rothfischer enthaltenden Sammelband der Münchener Staatsbibliothek, Polem 2546 m: eine interessante doch nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchende Quelle.) — Leider ist es d. V. bis jetzt nicht gelungen, archivalische Originale von Vorlesungen und Prüfungsaufgaben der Universität Ingolstadt aus jener Zeit zu ermitteln. Bei der Gleichartigkeit des Unterrichtswesens der Jesuiten sei aber auf Fragen hingewiesen, wie sie H. Schreiber aus dem Matrikelbuch der Universität Freiburg mitgeteilt hat. Es wurden dort bei der Erteilung der Magisterwürde Kandidaten u. a. folgende Fragen vorgelegt: Wie konnte dem arianischen König Theodorich des von ihm unschuldig hingerichteten Symmachus Haupt im Kopf eines gekochten Fisches erscheinen? (1612: es war der erste Fall, in dem die Jes. zu Freiburg die Magisterwürde verliehen) — 1657: Welcher Promotor hat der Jungfrau Maria die Magisterwürde erteilt? Ist der Mantel, womit sie ihre Schützlinge deckt, der philosophische? — 1687: Lässt sich den Schwaben ihre Geschwätzigkeit übel deuten? — 1743: 1) Wurden die heutigen Zustände schon von Aristoteles vorhergesehen? 2) von dem vorjährigen Kometen angekündigt? (vgl. H. Schreiber, Gesch. d. Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. 2. T., S. 420 ff., Frbrg. 1859. — vgl. auch Joh. Huber, Geschichte d. Jes. Ordens S. 400 ff.)

¹⁾ Vgl. Staudigl a. a. O. praefatio.

geschultem Blick betrachten und beurteilen zu können, dazu will das Organon seine Leser befähigen. Ohne das philosophische Rüstzeug der aristotelisch-scholastischen Philosophie aufzugeben, steht St. in wichtigen Punkten doch bereits auf dem Boden der neueren Philosophie. Logische und empirische Evidenz bilden die Grundlage seiner Erkenntnistheorie. Mit Cartesius — der auf dem Index stehend nicht erwähnt wird — erblickt er in dem im Denken sich selbst erfassenden und erlebenden Selbstbewusstsein den festen Angelpunkt für alles weitere Forschen. Der Satz: „cogito, ergo sum“ wird öfters citiert. Des weiteren bildet ganz im cartesischen Sinn die Idee der Vollkommenheit Gottes die Bürgschaft dafür, dass er den Menschen mit einer Vernunft ausgestattet habe, die uns zur Erforschung der Wahrheit befähigt.¹⁾ Im Jahre 1702 übersetzte St. auch das berühmte Werk J. Mabillons: „*Traité des études monastiques*“²⁾ in die lateinische Sprache.³⁾ In der Vorrede weist der Uebersetzer darauf hin, man könnte ihm vielleicht einen Vorwurf daraus machen wollen, dass er des öfteren Bücher zum Lesen empfehle, die entweder von häretischen (akatholischen) Autoren herrühren (z. B. Grotius über die Religion) oder solche, die zwar von Katholiken stammen, aber nicht durchweg als rechtgläubig anerkannt seien. Demgegenüber betont St. dass Gott der Urheber jeder Wahrheit sei, dass er dieselbe in erster Linie seiner Kirche mitgeteilt, dieser aber auch zugleich das Recht verliehen habe, Wahrheiten, die in die Hände Ungläubiger gefallen seien, sich anzueignen. Beständen aber unter katholischen Autoren über dieselbe Sache verschiedene Anschauungen, so werde

¹⁾ Vgl. Staudigl a. a. O. besonders die Kapitel „an homo sit imago dei“? und „an deus homini possit mentiri et imponere?“ S. 226 ff.

²⁾ *Tractatus de studis monasticis . . . gallice conscriptus a P. Dom. Joan Mabillon religioso Benedictino congregationis S. Mauri, nunc autem in linguam latinam translatus a R. P. Udalrico Staudigl, Campoduni 1702.*

³⁾ Es ist bezeichnend für die langsame Entwicklung des Deutschen als Litteratursprache, dass man die lateinische Sprache bei wissenschaftlichen Publikationen nicht nur viel länger beibehielt als die Franzosen, Italiener und Engländer, sondern sogar wissenschaftliche Werke dieser Nationen, die man dem Studium des eigenen Volkes zugänglich machen wollte, aus der betreffenden nationalen Sprache ins Lateinische übersetzte: so hat ein Giessener Professor das *Journal des Scavans* teilweise ins Lateinische übertragen. (vgl. R. E. Prutz, *Geschichte des deutschen Journalismus*, Hannover 1845, S. 279.)

die Wahrheit am sichersten zu Tag kommen, wenn man die Gründe der Gegner vergleiche, jede Richtung zum Wort kommen lasse.¹⁾

Der Parnassus Boicus²⁾, welcher Staudigl ein anerkennendes Denkmal gesetzt hat, freut sich einen so gelehrten Mann aus dem lieben Vaterland seinen geringen Arbeiten einfügen zu können. Hätte doch der Artikelschreiber (Grienwaldt) nimmer geglaubt, „dass eine gedruckte Schrift von so freimütigen und aufrichtig-ungebundenen Gedanken bei uns in diesem Sæculo anzutreffen wäre“. Auch dem damaligen Abt zu Andechs spricht der Artikelschreiber seinen Dank dafür aus, dass er diese Vorrede nicht nur nicht hintertrieben, sondern sogar mit einem Gutachten begleitet habe.

Dem wackern St. blieb die gebührende Anerkennung auch sonst nicht versagt. 1701 wurde er in Anerkennung seiner „Meriten um die gelehrte Welt“ in die „Academia Naturae Curiosorum“, die spätere „Kaiserliche Leopold-Karolinische Akademie der Naturforscher“, aufgenommen und hat die von dieser Gesellschaft herausgegebenen Ephemeriden — es war die erste wissenschaftliche Zeitschrift, welche in Deutschland erschien, die Vorläuferin der Acta Eruditorum — mehrfach mit Beiträgen bereichert. Der durch seine Geschichte der Philosophie rühmlich bekannte Augsburger Dekan Jakob Brucker (1696—1770) zählt Staudigl „unter diejenige Herrn P. P. Benediktiner neuerer Zeiten in Teutschland, die hier und dar angefangen zu zeigen, dass sie nach dem Exempel ihrer Ordens-Brüder in Frankreich einen besseren Geschmack in Wissenschaften bekommen haben“.³⁾

Doch müssen wir, wie aus obigem bereits indirekt hervorgeht, bei Staudigl wie den meisten übrigen bayerischen Ver-

¹⁾ Vgl. praelogium — Wesentlich dieselbe Rechtfertigung für die Empfehlung akatholischer oder nicht orthodoxer Schriftsteller findet sich in der Vorrede zu einer späteren Uebersetzung Mabillons (Tractatus de . . . Latine vertit P. D. Josephus Porta Astensis Monachus Casin. in Collegio Anselmo Benedictino Romae olim Sac. Theol. Lector. Venetiis, 2 Bde, 1745): Gott, der Urheber aller Wahrheit, will, dass seine Kirche jeglicher Wahrheit theilhaftig werde.

²⁾ eine bayerische Zeitschrift, die unter den Vorläufern der bayerischen Aufklärungsbewegung eine wichtige Stelle einnimmt und uns im folgenden noch mehrfach beschäftigen wird (=P. B.).

³⁾ mitgeteilt nach Parnassus Boicus VI, S. 225.

tretern der neueren Philosophie jener Zeit stets im Auge behalten, dass es sich bei ihnen in erster Linie um die Annahme der modernen Naturauffassung handelt, wie sie von Gassendi und Cartesius geschaffen worden ist. Dabei tritt der scharfe Gegensatz, welcher anfangs zwischen der atomistischen Richtung Gassendis und der Corpusculartheorie Descartes bestanden hatte, jedoch durch die Arbeiten des englischen Chemikers Robert Boyle bald überwunden wurde¹⁾, bei den hier für Bayern in Betracht kommenden Persönlichkeiten bereits gänzlich zurück, so dass von ihnen beide Begriffe synonym gebraucht werden.

Abgesehen von dieser naturwissenschaftlichen Seite wirkte die neue Geistesrichtung bei ihren ersten Anhängern in Bayern wohl noch im allgemeinen auf Geschmack und Methode in Behandlung wissenschaftlicher Fragen mehr oder weniger ein, dagegen, soweit wir sehen, nur sehr wenig oder gar nicht auf die religiös-kirchliche Lebensanschauung dieser Männer. Nur dass diese neue Naturauffassung zugleich Veranlassung zu einer Reihe von Untersuchungen gegeben hat über die Frage, ob sich dieselbe mit der kirchlichen Transsubstantiationslehre vereinbaren lasse.²⁾ Zu dieser Frage ergriff auch ein bayerischer Ordensbruder Staudigls, der P. Fructuosus Scheidsach aus Seeon das Wort³⁾ nachweisend, dass die Transsubstantion nicht vom Standpunkt der Peripatetiker aus betrachtet werden dürfe, sondern den Lehren der Corpuscular- (atomistischen) Philosophie entsprechend aufzufassen sei.

Obwohl Scheidsach sein Büchlein unter dem verdeckten Namen *Carpophoro del Giudice* hatte erscheinen lassen, sollten ihm heftige Kämpfe doch nicht erspart bleiben.⁴⁾ Einer seiner Ordensbrüder, Bernh. Oberhauser zu Ettal, widerlegte Scheid-

¹⁾ Vgl. R. Falckenberg, *Geschichte der neueren Philosophie* von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart³, Leipzig 1898, S. 51 f.

²⁾ Zusammengefasst unter dem Namen *philosophia eucharistica* (vgl. J. E. Erdmann, *Grundriss der Geschichte der Philosophie*, 4. Aufl. von B. Erdmann, Berlin 1896, 2. Bd., S. 19 f.)

³⁾ *Tractatus de accidentibus absolutis sive sacro-sanctum eucharistiae sacramentum in principiis philosophiae peripatetice impugnatum et ex placitis philosophiae corpusculariae propugnatum. Authore Carpophoro del Giudice Onesensi. Paderbornae 1718.*

⁴⁾ Vgl. *Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen*, München 1765, I, S. 607 ff.

sachs Lehre alsbald als gefährliche Neuerung. Auch die Uebersendung eines vollständigen Systems der atomistischen Philosophie von seiten Scheidsachs konnte den Gegner nicht umstimmen. Dieser wies vielmehr in einer 1732 erschienenen weiteren Streitschrift nach, dass die atomistische Weltweisheit sehr gefährlich und fast ketzerisch sei. Scheidsach selbst wurde von seiner bisherigen lehramtlichen Thätigkeit abberufen und in einer Weise beschäftigt, dass ihm nicht mehr zu viel Zeit zum Studium übrig blieb — doch hatte er jedenfalls das eine erreicht, dass er durch sein viel bekämpftes Schriftchen in nachdrücklicher Weise Stimmung für die atomistische Naturauffassung gemacht hat.¹⁾

Auch an der Universität zu Ingolstadt zeigten sich bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Spuren des neuen Geisteslebens.

Der erste nachdrückliche Widerspruch gegen die scholastische Philosophie führt uns hier sogar noch um ein halbes Jahrhundert weiter zurück. Doch ist derselbe nicht von der philosophischen Fakultät selbst sondern von einem hervorragenden Juristen, dem Konvertiten Caspar Manz († 1677) aus Gundelfingen (Württemberg) ausgegangen.²⁾ Ohne den Aristotelismus grundsätzlich bekämpfen zu wollen, wies er nachdrücklich darauf hin, dass derselbe durch die Art und Weise, wie er zur Zeit behandelt werde, in einem Masse entstellt sei, dass Aristoteles, würde er aus dem Grabe erstehen, diese Lehre selbst nicht mehr als

¹⁾ Während wir Scheidsach in der nächsten Zeit (bei Morasch, Grienwaldt und im P. B.) häufig citiert finden, scheint er späterhin in Vergessenheit geraten zu sein: weder in Kobolts noch Baaders bayerischen Schriftstellerlexikons hat er Berücksichtigung gefunden. Doch erwähnt Baader unter Morasch, dass dieser samt seinem Gehilfen Scheidsach wegen des Versuchs, die atomistische Philosophie einzuführen von den Jesuiten Frz. Xav. Stängl „heftig verfolgt“ worden sei. (Lexicon verst. baier Schriftsteller I, S. 47). Lippert schreibt 1764 Scheidsach geradezu das Verdienst zu, dass er neben dem späteren Prof. Morasch am meisten zur Einführung der atomistischen Philosophie in Bayern beigetragen habe. (vgl. J. C. Lippert, Nachricht von den ehemaligen gelehrten Gesellschaften in Bayern, a. a. O. 2. Bd., S. 19.)

²⁾ Vgl. C. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität, München 1872, I, S. 415, 424 ff., 486 f. II, S. 500, Nr. 116 sowie Bayerische Sammlung etc. I, S. 607; A. M. Kobolts Baierisches Gelehrten Lexicon (bis 1724 reichend), Landshut 1795, S. 425 ff. und Seb. Günthner, Gesch. d. literar. Anstalten in Baiern, 1810, II, S. 226 f.

die seinige anerkennen würde. Sei auch die aristotelische Lehre an sich gut, so sei deshalb doch die Lehre der Neueren nicht zu verwerfen. Im Gegenteil beweise die (vom Tridentinischen Konzil auf den Index gesetzte)¹⁾ natürliche Theologie des Raymund von Sabunde, dass die richtige aristotelische Auffassung und Erforschung der Natur zur Einsicht in die Weisheit, Allmacht und Güte Gottes leite, und so für alle Fakultäten nutzbringend wirken könne. Theologische Spitzfindigkeiten möge die Philosophie der Theologie überlassen, sie selbst aber ihr Augenmerk vor allem auf die concreten Erscheinungen des Lebens richten; den vornehmsten und nützlichsten Teil der ganzen Philosophie bilde die Physik.²⁾

Obwohl Jurist konnte der für die Förderung der Wissenschaft warm empfindende Mann den Missständen in der philosophischen Fakultät nicht ruhig zusehen. Offen sprach er deshalb diese Gedanken aus und liess sie 1648 in dem uns bereits bekannten Schriftchen auch zum Druck bringen. Natürlich blieben Manz auf diesen Angriff hin Misshelligkeiten nicht erspart;³⁾ denn — urteilt Günthner — „für die damaligen Zeitgenossen hatten seine Sätze einen zu hohen Sinn.“ Doch durfte er andererseits die Freude erleben, wenigstens einen Kollegen, den Jesuiten Gravenegg (Professor der Theologie), auf seiner Seite zu sehen; ihm hat er denn auch das Schriftchen gewidmet.

In der ausschliesslich mit Jesuiten besetzten philosophischen Fakultät selbst finden wir erst ein halbes Jahrhundert später einen Gegner der alten Richtung. Es war der aus Oeningen in Schwaben stammende P. Ant. Kleinbrodt,⁴⁾ der in den Jahren

¹⁾ Vgl. Erdmann, a. a. O. I, S. 485.

²⁾ Vgl. Caspar Manz, a. a. O. S. 8 und 12.

³⁾ Die Baierischen Sammlungen etc. berichten, man habe Manz auf seinen philosophischen Angriff hin das Leben so sauer gemacht, dass er nach Pfalz-Neuburg ging (als Kanzler von 1653—60), bis sich der Sturm gelegt hatte. Nach Prantl wurde der Streit bald gütlich beigelegt. Als Grund des vorübergehenden Aufenthalts in Neuburg gibt Prantl lediglich eine Berufung von seiten des Pfalzgrafen Philipp von Neuburg an, damit Manz das zerrüttete Justizwesen daselbst in Ordnung bringe. — Vielleicht haben beide Momente zusammengewirkt.

⁴⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 503 u. II, S. 505, Nr. 158; Kl. Al. Baader, das gelehrte Bayern, oder Lexicon aller Schriftsteller, welche Baiern im 18. Jahrhundert erzeugte oder ernährte, (bis zum Buchstaben K reichend), Nürnberg und Sulzbach 1804, S. 591; u. P. B. VI, S. 268 ff. — Kleinbrodt ist ein Schüler des Jesuiten Franz Rassler zu Dillingen, der dort „ohne

1701—1705 zu Ingolstadt die atomistische Naturauffassung trotz vielfacher Anfeindungen von seiten seiner Kollegen mit Mut und strenger Wahrheitsliebe vertreten hat. Seine philosophischen Anschauungen hat er vor allem in seinem 1704 zu Ingolstadt erschienenen *Mundus-Elementaris*¹⁾ niedergelegt, in dem er sich an van Helmont, Cartesius, Robert Boyle und Sturm besonders aber an Entius anlehnt.

Auch zwei andere Professoren standen um jene Zeit der neueren Philosophie nicht ungünstig gegenüber: P. Jos. Vogler († 1708) aus Mering (Schwaben), und P. Joh. Falk (1680 bis 1737) aus Freiburg in der Schweiz, von denen ersterer 1691 letzterer 1714—15 in Ingolstadt docierte und dann als Prinzenlehrer nach München berufen wurde.²⁾

Vier Jahre später wurde von medicinischer Seite moderne Anschauungsweise sehr bestimmt zur Geltung gebracht. Gelegentlich einer Promotion im Jahre 1710 erklärte nämlich der Professor der Medicin Treyling (aus Eichstädt 1680—1758), dass das kopernikanische Welt-System, das von der katholischen Kirche um jene Zeit noch als ketzerisch verworfen wurde, dasjenige sei, welches durch bessere Gründe gestützt und somit der göttlichen Weisheit würdiger sei, auch der biblischen Offenbarungslehre nicht widerspreche. Auf den Einspruch der Theologen musste Treyling seine These zwar modificieren, doch lief die Berichtigung auf den Grundsatz hinaus, dass neben der buchstäblichen Erklärung der Bibel auch noch eine anderweitige möglich sei.³⁾

Im Zusammenhang mit dieser Erklärung Treylings steht es vielleicht, dass der Professor der philosophischen Fakultät, Nicasius Grammatici (1684—1736) aus Trient, ein bedeutender Mathematiker, im Jahre 1726 in einem grossen Kupferstiche ein

von seinem Compagnon vermerket zu werden“ seinen Hörern bereits „eine seines Alters schon ziemlich verbesserte Natur-Lehr“ vortrug. Vgl. sein *Problema physicum inter Aristotelem et Empedoclem controversum de primis initiis corporis generabilis*, das Rassler 1658 zu Dillingen herausgegeben hat.

¹⁾ *Mundus elementaris disputationi subiectus* a P. Antonio Kleinbrodt S. I, Ingolstadii 1704, 2 Bde.

²⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 505 u. II, S. 503, Nr. 139 sowie II, S. 505, Nr. 160.

³⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 529 und II, S. 502.

Planetolabium nach kopernikanischem System mit beigedruckter Erklärung veröffentlichte.¹⁾

Trotzdem dürfen wir nicht mit Prantl Grammatici als einen ausgesprochenen Anhänger des kopernikanischen Welt-Systems²⁾ betrachten. Eusebius Amort, der dem einstigen Mitarbeiter des Parnassus Boicus im 6. Band eben dieser Zeitschrift ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, ihn „eine grosse Zierd unsers Bayerlands, einen der besten Astronomen unsrer Zeiten“ nennend, erwähnt, dass Grammatici sein Planetolabium zwar nach der Hypothese des Kopernikus eingerichtet habe, aber nicht gesinnt gewesen sei, jene Hypothese zu realisieren. Denn es sei noch keine unwiderreibliche Demonstration vorhanden, die uns nötige, von dem entgegenstehenden Sinn der heiligen Schrift abzuweichen. Auch habe Grammatici die Unbeweglichkeit der Erde selbst bestätigt gefunden bei Beobachtungen, die er auf Amorts Rat an einzelnen Fixsternen machte: dieselben veränderten das ganze Jahr ihre Distanz nicht und warfen auch keine Parallaxe aus.³⁾

Die Stellung, welche Grammatici zum kopernikanischen Weltsystem einnimmt, ist charakteristisch für einen Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert. Während die Vertreter der Kirche sowohl der protestantischen, voran Melanchthon, wie der katholischen sich principiell ablehnend verhielten, suchten die Gelehrten vielfach zu vermitteln.⁴⁾ Man konnte sich einerseits der zwingenden Klarheit der kopernikanischen Anschauung nicht verschliessen, andererseits aber sich auch noch nicht zu einem ausgesprochenen Bruch mit der entgegenstehenden kirchlichen Auffassung entschliessen. Amort teilte die Anschauung Grammaticis offenbar. Und nicht bloss diese zwei Mönche sondern auch die beiden Bahnbrecher der neuen Naturphilosophie Gassendi (1592—1655) und Descartes (1596—1664) strebten eine Vermittelung an; doch ist die Theorie des ein halbes Jahrhundert später lebenden Jesuiten Grammatici die wissenschaftlich

¹⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 541 ff. u. II, S. 508, Nr. 176 sowie P. B. VI, S. 46 ff. u. Baader, das gelehrte Baiern, S. 398 ff.

²⁾ Vgl. Prantl. a. a. O. I, S. 543.

³⁾ Bei Observationibus circa nebulosam in ursa majori, in orione und in collo cygni, allwo die nahe aneinander stehende Sternlein 3. 4. u. 6. magnitud. das Jahr hindurch ihr Distanz nit verändern, folglich keinen parallaxin auswerfen. (P. B. VI, S. 52.)

⁴⁾ Vgl. Siegm. Günther, Handbuch der mathematischen Geographie, Stuttgart 1890, S. 647 ff.

besser fundierte. Gassendi gibt zu, dass die Lehre des Kopernikus die einfachere und wissenschaftlich wahrscheinlichere Erklärung biete, entscheidet sich aber in Rücksicht auf die kirchliche Lehre trotzdem für Tycho de Brahe. Cartesius sucht in der Weise zu vermitteln, dass er die Erde im Hinblick auf ihre unmittelbare Umgebung ruhen, dagegen, im Zusammenhang mit der Sonne und den übrigen Wandelsternen betrachtet, wirbelförmig um die Sonne kreisen lässt.¹⁾

Grammatici wurde von katholischen wie protestantischen Zeitgenossen zu den bedeutendsten Astronomen jener Zeit gerechnet. Mit vielen derselben in litterarischer Correspondenz stehend, wurde er vorübergehend auch Mitarbeiter der *Acta Eruditorum*. Mit „allen Merkwürdigkeiten der Philosophie der Neoteriker“ hat er sich nach dem Zeugnisse Amorts in überraschend eingehender Weise vertraut gemacht.²⁾ Auch möge noch seine chronologische Arbeit vom Jahre 1734 erwähnt sein, in der er durch astronomische Berechnung nachwies, dass die Geburt Christi früher falle als die gewöhnliche Zeitrechnung annehme und zwar eine Differenz von fünf Jahren feststellte.³⁾ Grammatici war der Typus eines bescheidenen rastlos fleissigen Gelehrten: „Seine Freud und Aufenthalt — sagt Amort — war in einem ruhigen Zimmerlein und in dem Himmel, an welchem, als er der Gestirne Lauf so punktual beobachtete, anlas er nahm, sich herzlich in der Allmacht und Weisheit Gottes zu erfreuen (sic).“⁴⁾

Ausserdem vertrat um jene Zeit der Jesuit Paul Zetzl aus Schleissheim (1680—1740), der in den Jahren 1715—18 an der Universität wirkte, auf meteorologischem Gebiet atomistische Grundsätze.⁵⁾

Weitergehende Forschung könnte vielleicht obigen Vertretern oder Freunden moderner Richtungen an der philosophischen Fakultät der Landesuniversität vor der Mitte des 18. Jahrhunderts noch einzelne Namen hinzufügen, kaum aber dürften sie etwas ändern an der Gesamtauffassung des philosophischen Studiums jener Zeit, wie wir es oben kennen gelernt

¹⁾ Vgl. Falckenberg a. a. S. 51 f. u. S. 85.

²⁾ Vgl. B. P. VI, S. 47.

³⁾ In seiner *Dissertatio chronologica de aera vulgari*, Ingolstadii 1734.

⁴⁾ Vgl. B. P. VI, S. 50.

⁵⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 542 u. II, S. 507, Nr. 174.

haben: die Wissenschaft von der Herrschaft der Theologie zu befreien, sie aus dem Geist toten Buchstabenglaubens und unfruchtbarer Ueberlieferung herauszureissen: dies Ziel ist von den besprochenen Persönlichkeiten kaum zielbewusst angestrebt, geschweige denn irgendwie erreicht worden.

Etwas mehr als in der philosophischen Fakultät geschah in der medicinischen zur Modernisierung der Wissenschaft. Zur Zeit des westphälischen Friedens lag diese Fakultät am meisten darnieder: sie zählte — wohl vor allem infolge der Kriegstrübel — nur mehr einen Zuhörer.¹⁾ Die Zahl der Professoren ging auch bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts über die allmählich offiziell gewordene Dreizahl nicht hinaus. Doch sehen wir hier bald einzelne Männer auftreten, die aus eigener Initiative erfolgreich nach Erweiterung und Vertiefung der naturwissenschaftlichen Disziplinen strebten und sich um die Beschaffung der nötigen Lehrmittel bemühten. Durch Fakultätsbeschluss von 1659 fing die Anatomie („anatomica demonstratio“) allmählich an, Nominalfach an der Universität zu werden. Professor Stelzlin, (1644 bis 1672) aus Inningen (s. von Augsburg), der eben damals dieses Fach vertrat, gab 1665 die erste Anregung zur Herstellung eines „Kräutergartens“ allerdings im Widerspruch mit seinen beiden Fachkollegen, die einen solchen für unnötig hielten. Leider blieben die Bemühungen Stelzlin's zunächst erfolglos.²⁾ Das gleiche Schicksal hatte ein von der Fakultät ausgehendes Gesuch an die Regierung vom Jahre 1703, in dem man darauf hinwies, dass in Altdorf jährlich 1000 fl. und in Padua noch mehr auf den botanischen Garten verwandt werden.³⁾ Im Jahre 1719 gab die Fakultät die Erklärung ab, dass es nunmehr dringendstes Bedürfnis geworden sei, für Botanik, Anatomie und Chemie (das Gebiet der „physico-medico-experimentalia“) zu sorgen, da man infolge der bisherigen Vernachlässigung dieser Wissenschaften von den akatholischen Universitäten längst überflügelt sei. Als auch dieser Antrag erfolglos blieb, beschloss man, sich selbst zu helfen. Professor Morasch (1682—1734) aus Pöttmes (sw. von Ingolstadt) übernahm die wenig angenehme Aufgabe, Prälaten und Adelige in Bayern,

¹⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 430.

²⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 494 und II, S. 504 Nr. 150.

³⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 498.

Pfalz, Augsburg und Regensburg zu besuchen, um Beiträge zu erbitten. Der Plan gelang. Als daraufhin auch die Landschaft und der Churfürst Zuschüsse gewährten, konnte bereits im Februar 1723 ein passender Garten gekauft, und noch im April des gleichen Jahres der Grundstein zu einem Neubau gelegt werden. Die beiden Seitenflügel desselben sollten die nötigen Räume für Chirurgie, Chemie und physikalische Experimente sowie für ein Warmhaus und eine Gärtnerwohnung bieten, während der höhere Mittelbau einen amphitheatralischen Hörsaal für Anatomie enthalten und ausserdem noch mit einem astronomischen Turm gekrönt werden sollte.¹⁾ Das Hauptverdienst am Zustandekommen fällt Morasch zu, der während der ganzen durch Mangel an Geld und andere Misshelligkeiten oft äusserst schwierigen Bauzeit (1723–35) neben Treyling das Werk leitete und ihm Opfer an Zeit und Geld gebracht hat.

Mit Begeisterung berichtet der 2. Band des *Parnassus Boicus* (1723) von dieser Vervollkommnung der Universität.²⁾ Herzlicher Dank wird dem Kurfürsten, der Landschaft, den Bischöfen und Prälaten für die Unterstützung des Werkes ausgesprochen, vor allem aber werden die Verdienste Morasch' hervorgehoben, „dessen Ruhm und Namen in die ganze gelehrte Welt ausschallen“ werde. Können doch hierfür „die Herren studiosi medicinae und philosophiae von den catholischen Ländern aus Deutschland auf einer catholischen Universität alle anständigen Exercitia finden, welche man zuvor nur in uncatholischen Academien unsres Teutschlands, oder gar in Italien oder Frankreich mit grossen Unkosten suchen musste.“ Bei der Wertschätzung, welche der *Parnassus Boicus* den modernen Bildungselementen entgegenbrachte, schien ihm dieser Fortschritt an der Universität wichtig genug, um die neue Einrichtung poetisch zu verherrlichen. Da wir diesen Gelehrtenverein und die unter gleichem Namen von ihm herausgegebene Zeitschrift ohnedies noch näher zu betrachten haben, fügen wir bei dieser Gelegenheit einige poetische Proben bei, die für die Tendenzen des P. B. wie für die Verhältnisse des gesamten Geisteslebens im damaligen Bayern besonders charakteristisch erscheinen.

¹⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 529. ff.

²⁾ Vgl. P. B. II, S. 247 ff.

O grosser Phoebus-Sohn! O neues Licht der Erden!
O Phönix unsrer Zeit! O Zierde der Gelehrten!
O Ruhm des Vaterlands! O hochverdienter Mann!
Mit Gold schreibt dich mein Zung an Ehren-Tempel an.
Welch' eine edle Glut dein Brust hat angefeuret,
Dass du den alten Ruhm so herrlich hast erneuret.
Von deiner Musen-Stadt? Dass nun so Wunder-schön
Schiess wieder an die Blüh das Teutsch berühmte Athen?

Nachdem der Dichter die Verdienste, welche sich der Kurfürst, Morasch und die Prälaten um die Hebung der Wissenschaften erworben haben, entsprechend gepriesen hat — wobei im Vergleich zu den bekannten Hofpoeten jener Zeit das durchaus Massvolle des Tons Anerkennung verdient — wendet sich der Dichter an die Studierenden:

Nun kehret sich mein Red zu euch ihr Candidaten,
Die ihr die Leibes-Cur mit eurem Seelen-Schaden
Sucht in der Ketzer Land! O ihr kennt nit ihr Schrift,
Die jederzeit erfüllt mit eitel Schlangengift,
Das schwarze Circen-Haus gesippt mit der Höllen
So vil nit hat geschadt Ulyssis Reis-Gesellen,
Als euch der Ketzer Land: eur Beutel wird gelärt:
Eur Seele angeschwärzt: und eure Sinn verkehrt.

* * *

Hier lehrt man aus dem Grund, mit was magnetisch Zügen
Die gross und kleine Welt so wundersam sich fügen.
Hier zeigt Urania den gheimen Sternenlauf,
Und was ins Menschen Leib, schliest man hier alles auf.
Was unsre Mutter Schoss, was fremde Reich gebären,
Was uns der schwarze Mohr, was Perser uns verehren,
Und was der Ganges trinkt, was Colchis und Ophir,
Auf dieser Musen-Bühn euch kommet alles für.
Hier muss Vulcanus auch bei denen Musen sitzen,
Und sein Proserpinam beim Ofen lassen schwitzen.
Hier sengt und brennet man, hier selbst der Samarit
Halb todt Geschlagne heilt mit Oel und Wein und Schnitt.
Und was noch mehrers ist und dis weit übersteiget,
Und was bishero sich so herrlich schon gezeiget;
Und all Tag liechter wird, das ist der Lehrer-Witz
Die (sic) noch weit mehr begreift als dieser Musen-Sitz.

Joh. Adam Morasch, der in seiner Jugend in naher Beziehung zu Abraham a Santa Clara gestanden hatte, zählte überhaupt zu den entschiedensten Anhängern der neueren Richtung. In seiner 1727 herausgegebenen atomistischen Philosophie¹⁾ hat er sich nach dem Urteile Prantls als kenntnisreichen und mutigen Vorkämpfer der chemischen Molekulartheorie gezeigt und zu dem Umschwung, der sich damals in der medizinischen Fakultät vollzog, mit am meisten beigetragen.²⁾

Sein Schüler war Frz. Jos. Grienwaldt.³⁾ Geboren 1708 zu Wolfratshausen hat er die Schulen zu München und Ingolstadt mit Auszeichnung durchlaufen und an letzterem Ort unter besonderer Fürsorge von Morasch gestanden, in dessen Haus er wohnte. In einer umfangreichen Dissertationsschrift vom Jahre 1732 über das Studium der Medicin⁴⁾ vertritt er mit überraschender Belesenheit Grundsätze der neueren Philosophie, auf Männer wie Newton und Kopernikus, J. B. Helmont, Gassendi und Cartesius sich stützend sowie auch auf seine bayerischen Vorläufer Scheidsach, Kleinbrodt und Morasch, die er alle ausdrücklich namhaft macht. Als Lektüre empfiehlt er dem angehenden Mediciner unter anderen besonders Gassendi, Cartesius und Sturm.⁵⁾

Mochte schon der rückhaltslos freisinnige Standpunkt des Promovenden, der sich mit einer bisher ungewohnten Unbefangenheit als Neoteriker bekannte, Aergernis erregen, so kam noch verschlimmernd hinzu, dass Grienwaldt in jugendlich stürmischer Begeisterung für seine Wissenschaft wie für seinen verehrten Lehrer nicht nur die aristotelische Philosophie selbst scharf angriff, sondern auch deren damaligen Hauptvertreter an der philosophischen Fakultät, den Jesuiten Hörmann, welcher der ausgesprochenste Gegner von Morasch war. Eine Reihe

¹⁾ Philosophia atomistica a Joh. Ad. Morasch, Ingolstadii 1727/31, 1. Bd. Metaphysica, 2. Physica universalis behandelnd.

²⁾ Vgl. Prantl. a. a. O. I, S. 536 und II, S. 507, Nr. 170. — Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller I, S. 47 f. u. Lippert a. a. O. S. 19.

³⁾ Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 534 f. — Baader, das gelehrte Baiern, S. 404 ff. — Pl. Stumpf a. a. O. S. 209. — P. P. Huber, der Parnassus Boicus, München 1868 (Gymnasialprogramm), S. 9 f. u. Joh. Casp. Lippert a. a. O. S. 18 ff.

⁴⁾ Medicus novitius scrupolosus, Altorf 1732.

⁵⁾ Grienwaldt a. a. O. S. 114 ff.

von Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten eröffnete sich damit für Grienwaldt. Obwohl die theologische Fakultät die Erlaubnis zur Drucklegung der erwähnten Schrift bereits gegeben hatte, machte sie nachträglich doch wieder Schwierigkeiten. Grienwaldt entzog sich weiteren Misshelligkeiten, in dem er zu Altdorf promovierte. Als er aber nach Ingolstadt zurückkehrte, um seine Kraft dauernd in den Dienst der Anstalt zu stellen, wurden die alten Streitigkeiten aufs neue aufgegriffen. Es kam schliesslich dahin, dass er cum infamia relegiert wurde. Da wandte sich der Gebrandmarkte nach München, wo es ihm 1734 gelang, vom Kurfürsten die Aufhebung der schimpflichen Ausweisung zu erwirken.¹⁾

Die Universität hatte sich eines bedeutenden Mannes beraubt; der Zurückgewiesene aber entfaltete in München als Arzt eine erfolgreiche praktische und wissenschaftliche Thätigkeit, allerdings auch hier nicht ohne wegen seiner freien Ansichten angegriffen zu werden. Doch auch die gebührende Anerkennung seiner Verdienste blieb nicht aus. Von den Landständen zu München wurde er zum Landschaftsphysikus, vom Fürstbischof zu Freising zum Leibarzt ernannt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, hauptsächlich biographisch - arzneigeschichtlich- und medicinischen Inhalts wurden von „den Gelehrten im Reich“ wohlgefällig aufgenommen. Die Academia Caesarea Leopoldina erwählte ihn zu ihrem Mitglied und viele seiner Arbeiten wurden in die Ephemeriden aufgenommen. Vor allem aber finden wir Grienwaldt seit 1736 als Mitglied des Parnassus Boicus, jenes Vereins von bayerischen Gelehrten, der unter den Vorläufern der bayerischen Aufklärungsepoche die erste Stelle einnimmt.

Bevor wir jedoch zu ihm übergehen, wollen wir noch kurz bei den übrigen Vertretern der neuen Richtung verweilen.

Schwierig, ja gefährlich war in den meisten Fällen die Lage all dieser mehr oder weniger ausgesprochenen Freunde der neueren Philosophie. Die Anschauungen eines Staudigl und Scheidsach bildeten, wie wir wissen, keineswegs etwa die herrschende Richtung in ihrem Orden. Ueber wissenschaftliche Uneinigkeit innerhalb desselben hören wir gerade um jene Zeit vielfach klagen. Vereinzelt, ohne organisatorischen Zusammen-

¹⁾ Nach Prantl a. a. O.

hang, ja nicht selten ohne jegliche Föhlung mit Gesinnungs-
genossen, standen diese Vorläufer des Zeitalters der Aufklärung
in der Regel machtlos der herrschenden Schultradition gegen-
über, oft schutzlos den Angriffen und Intriguen ihrer zäh am
Alten festhaltenden Umgebung preisgegeben.

Doch ist ihre Zahl immerhin eine grössere, als man bei den
allgemeinen Bildungsverhältnissen erwarten sollte. Als der
Regensburger Benediktiner Rothfischer von einer Rede seines
Erfurter Ordensbruders Gorden über die neue Art zu philoso-
phieren, in welcher dieser die peripatetische Logik und Physik
bekämpfte¹⁾, 500 Exemplare nachdrucken liess und dieselben an
verschiedene Anstalten und Persönlichkeiten verteilte, erhielt
er auch aus Kurbayern mehrfach zustimmende Dankesschreiben.²⁾
Auch sonst betont Rothfischer des öfteren, dass schon vor
der Mitte des Jahrhunderts einzelne Lehren der Neueren da
und dort in Ordensschulen, auch bei Jesuiten Anklang gefunden
haben; „nur die Dominikaner und Carmeliter — sagt er, in
erster Linie Regensburg im Auge habend — blieben auf ihren
Schlendrian erpicht“.³⁾

In zwei Richtungen lassen sich alle diese „Neoteriker“ grup-
pieren; eine ältere, die wie die bisher erwähnten unter dem
massgebenden Einfluss von Helmont, Gassendi, Cartesius, Robert
Boyle, Entius und Sturm steht, und eine jüngere, die bereits
an Locke, Leibniz und Wolff sich anlehnt.

Die Aufnahme der letztgenannten Richtung erfolgte in
Bayern im allgemeinen auf indirektem Wege.

Zu den ersten katholischen Anhängern der Locke-Wolff-
schen Philosophie in Deutschland zählt der schwäbische Bene-
diktiner Ulrich Weiss, der im Jahre 1747 mit einer neuen Er-
kenntnistheorie und Methodenlehre hervortrat, die sichtlich von
Lockeschem Empirismus und Wolffschem Rationalismus beein-
flusst war.⁴⁾

¹⁾ Oratio philosophiam novam veteri praeferendam suadens, Er-
furt 1745.

²⁾ Vgl. Franz sonst Gregorius-Rothfischers Nachricht von seinem
Uebergang von der römischen zur evangelischen Kirche 1752, S. 29 ff.
a. a. O. — vgl. auch Werner a. a. O. S. 162.

³⁾ Vgl. Rothfischer a. a. O. S. 23.

⁴⁾ Vgl. Werner a. a. O. S. 163 f.; vgl. über Weiss auch Rothfischer
a. a. O. S. 31.

Weniger entschieden als von Weiss wurde die neue Lehre zu Salzburg vertreten, zuerst in den dreissiger Jahren von Berthold Vogl, später von dem berühmten Frobenius Forster, dem nachmaligen Fürstabt zu St. Emmeram.¹⁾ Bei den zahlreichen Beziehungen Bayerns zu Salzburg und Regensburg, besonders dem regen geistigen Verkehr der bayerischen Benediktiner mit diesen beiden wissenschaftlichen Pflegestätten, konnten die vielfachen geistigen Anregungen, die an beiden Anstalten, namentlich von Forster ausgegangen sind, auch für Bayern nicht ohne Einfluss bleiben.

Aus Königsfeld (b. Pfaffenhofen) aus einem Bauernhause stammend²⁾, wo Forster 1709 das Licht der Welt erblickte, trat der mit glücklichen Gaben des Kopfes und des Herzens ausgestattete Jüngling 1727 in das Benediktiner Kloster zu St. Emmeram ein. In Anerkennung seiner gründlichen philosophischen Studien wurde er 1744 als Professor der Philosophie nach Salzburg berufen. Hier war er der erste, welcher die Experimentalphysik in einer den Fortschritten der Zeit entsprechenden Weise vortrug,³⁾ während er andererseits „den im Verhältnis mit dem Geist jener Zeiten grossen Mut hatte⁴⁾“ seine Schüler mit den Anschauungen eines Locke, Leibniz und Wolff bekannt zu machen. Allen Anfeindungen, die er dabei zu erfahren hatte, trat er mit leidenschaftsloser Ruhe aber zugleich auch mit dem sichern Mute der festen Ueberzeugung entgegen. Als er drei Jahre später nach St. Emmeran zurückkehrte, war hier inzwischen ein junger Gelehrter in den Dienst des Stiftes getreten⁵⁾, der späterhin eine Säule der Aufklärungsbewegung in Bayern werden sollte, Johann Peter Osterwald aus Weilburg.⁶⁾ Als Student in Leipzig, Jena und Halle mit der neuen Geistesrich-

¹⁾ Nach dem Zeugnisse Rothfischers begann man in Salzburg anfangs der vierziger Jahre „die Philosophie sowohl als die Theologie auf einem besseren Fuss herzustellen und um ein merkliches ordentlicher zu denken“ (vgl. Rothfischer a. a. O. S. 6.) — vgl. auch Werner a. a. O. S. 163.

²⁾ Vgl. Lindner a. a. O. I, S. 56 ff; Stumpf a. a. O. S. 231 ff. und Baader, das gelehrte Baiern, S. 337 ff.

³⁾ Rothfischer berichtet, dass ein junger Emmeraner, Freiherr von Erfa, in Salzburg nach 1740 über die ersten Theses physicae experimentales disputiert habe.

⁴⁾ Baader a. a. O.

⁵⁾ Vgl. Rothfischer a. a. O. S. 12 ff.

⁶⁾ Vgl. Gebele, Osterwald a. a. O.

tung in unmittelbare Berührung gekommen, war er derselben in der Hauptsache treu geblieben, auch nachdem er zu Strassburg zur katholischen Kirche übergetreten war. Forster und sein Ordensbruder Rothfischer — späterhin durch seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche bekannt geworden — traten alsbald mit Osterwald in regen geistigen Verkehr. Wolffs mathematische und philosophische Schriften, Bruckers Geschichte der Philosophie wurden eifrig gelesen. Der damalige Fürstabt, Joh. Bapt. Kraus aus Regensburg (1700—1762, Fürstabt seit 1742), stand ihnen wohlwollend gegenüber. Ueberhaupt scheint von dieser Zeit ab, vor allem durch die Bemühungen dieser beiden Benediktiner, die Lektüre Wolffscher Schriften in Bayern eine häufigere geworden zu sein. Der rüstig vorwärts strebende Forster errang sich bald einen wissenschaftlichen Namen, dessen Ruf weit über die Mauern seines Klosters hinausdrang. Mit bedeutenden katholischen und protestantischen Gelehrten in- und ausserhalb Deutschlands allmählich in litterarischen Briefwechsel tretend¹⁾ machte er sich mehr und mehr frei von der wissenschaftlichen Engherzigkeit der Schulgelehrten, ja bis zu einem gewissen Grad sogar von der konfessionellen Intoleranz seiner Zeit. Als er 1750 zum Prior und schliesslich (1762) zum Fürstabt in St. Emmeran emporstieg, begann in diesem altehrwürdigen Stift für die Pflege der Wissenschaft ein glänzendes Zeitalter. Im glücklichen Besitz der ausgesprochenen Gabe, die Jugend für sich und seine Anschauungen zu begeistern, andere für seine Ideen zu gewinnen, wusste er einen edlen wissenschaftlichen Wetteifer unter seinen Klostergenossen zu erwecken. Zur Heranbildung tüchtiger Religiösen begründete er hier 1766 eine eigene philosophisch-theologische Lehranstalt. Im allgemeinen sich an den Studienplan der bayerischen Benediktinerkongregation anlehnend, räumte Forster den naturwissenschaftlichen Studien einen besonders breiten Raum ein. Dabei scheute er zur Beschaffung der nötigen Lehrmittel keine Kosten. So beauftragte er den berühmten Mechaniker Brander zu Augsburg alle wissenschaftlichen Instrumente, die aus seiner Werkstätte bereits hervorgegangen seien oder noch hervorgehen würden, ihm zuzuschicken. Häufig besuchte Forster den mathe-

¹⁾ So mit dem Fürstabt Gerbert von St. Blasien, mit Martini in Leipzig, Klotz in Halle sowie mit Puer und Tander in Dänemark (Baader a. a. O. S. 338).

matischen und physikalischen Unterricht, um zum richtigen Gebrauch der Instrumente anzuleiten. Und wie er auf eine gründliche Unterweisung der jungen Religiösen in den philosophischen Fächern zielbewusst drang, so war er in persönlicher Lehrthätigkeit bemüht, sie in das Studium der Geschichte einzuführen. Auch das von der damaligen Theologie lange vernachlässigte Studium der orientalischen Sprachen wusste er durch den berühmten Benediktiner K. Lancelot zu heben, welcher, der Kongregation der Mauriner in Frankreich angehörend, sich von 1771—75 durch Forster für St. Emmeran gewinnen liess.

„Ich will machen, dass meine Leute mehr lernen als ich gelernt habe, und sie sollen auch mehr lernen können, als ich lernen konnte. Mein Ruhm soll vergehen, aber die Ehre und das Glück der Meinigen soll ewig leben.“¹⁾ Diese Worte Forsters sind bezeichnend für seine ganze Wirksamkeit. Wir dürfen ihn zu jenen trefflichen, einer massvollen Aufklärung huldigenden Kirchenfürsten des 18. Jahrhunderts rechnen, unter deren segensreichem Regiment damals in so manchem deutschen Kirchenstaat eine vielversprechende Saat aufgegangen ist. „Er bediente sich — urteilt Lindner — seiner ausgezeichneten Talente, und seiner edlen hochherzigen Gesinnung, um Wissenschaft und Tugend zu befördern, die Armen zu unterstützen, ihre Thränen zu trocknen, und alle jene, die seiner Leitung unterworfen waren, (durch sittliche Veredlung) glücklich zu machen. Sein stilles Kloster verwandelte er in eine Freistadt und lenkte die Fähigkeiten derer, die ihre Zuflucht in diese einsame Halle gesucht, zum Frommen der Kirche und des Vaterlandes“.²⁾

Die Darstellung der Wirksamkeit Forsters hat uns der Zeit voraus eilen lassen, die zweite Hälfte seines Lebens (1709—91) fällt bereits in die bayrische Aufklärungsepoche: er wie Schüler von ihm werden uns dort wieder begegnen.³⁾

Kehren wir ins erste Drittel des Jahrhunderts zurück!

¹⁾ Vgl. Stumpf a. a. O. S. 23.

²⁾ Lindner a. a. O. S. 61.

³⁾ K. Werner erwähnt als ersten Vertreter der antischolastischen Richtung im katholischen Deutschland den Cistercienserpater S. H. Weber zu Salem (in Baden nw. Bodensee), der 1707 eine in kartesischem Geiste gehaltene Philosophie herausgab. „Von dan an — sagt Werner a. a. O. S. 162 allerdings im Widerspruch mit dem von ihm erwähnten B. Vogel

Die trüben Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges waren, wie uns die Geschichte der vertrauten Nachbarn am Isarstrom gezeigt hat, am wenigsten geeignet gewesen, eine Pflege der Musen aufkommen zu lassen. Als aber die Schreckenszeit der österreichischen Fremdherrschaft glücklich beendet und der Kurfürst in sein neu gewonnenes Land zurückgekehrt war, als auch die französischen Schauspieler wieder ihren Einzug in die Münchener Residenz gehalten hatten (1715), da tauchte bei einigen gelehrten Patrioten der Gedanke auf, auch der deutschen Muse eine Stätte zu besonderer Pflege deutscher Dichtung und deutscher Wissenschaft in Bayern zu schaffen. Bald hatte sich ein gelehrter Verein von 16 Mitgliedern gebildet, um nach dem Beispiel anderer europäischer und deutscher Staaten eine Akademie der Wissenschaften zu gründen.¹⁾

Die erste Anregung zur Bildung dieses Vereins ist von Eusebius Amort ausgegangen, einem der bedeutendsten katholischen Theologen des 18. Jahrhunderts.²⁾ 1692 auf der Biber-

zu Salzburg — lässt sich kein Zeichen einer Opposition gegen die scholastische Philosophie vernehmen bis in die vierziger Jahre herab.“ Wir sehen, lediglich in Bayern findet sich eine Reihe von Männern, die sich im letzten Drittel des 17. und in dem ersten des 18. Jahrhunderts zu gunsten der antischolastischen Philosophie ausgesprochen haben. Doch können auch die obigen Ausführungen über die philosophischen Vorläufer der Aufklärung in Bayern sowohl hinsichtlich der Vollzähligkeit an Vertretern dieser Richtung wie hinsichtlich der Fixierung des Verhältnisses, in welchen der einzelne zu den verschiedenen philosophischen Problemen der Zeit stand, keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Vor allem dürfte der letztere Gesichtspunkt einen interessanten dankbaren Stoff für eine eigene Studie bilden. — Wohl müssen die katholischen Vertreter der deutschen Aufklärungsphilosophie an Fruchtbarkeit der Ideen, wie Weite des Einflusses zurückstehen gegenüber ihren protestantischen Vorläufern und Zeitgenossen, haben aber durch die Eigenartigkeit ihrer Stellung, das Massvolle ihrer Auffassung, und die gesund praktische Gedankenrichtung, die ihnen vielfach eigen ist, Anspruch darauf, von der Geschichte der Philosophie in höherem Masse berücksichtigt zu werden, als dies — soweit d. V. sieht — bis jetzt geschehen ist. Auch in der von katholischem Standpunkt aus geschriebenen Geschichte der Philosophie von A. Stöckl³ (2 Bde, Mainz 1888) finden Männer wie Eus. Amort, Ans. Desing und Stattler S. J. keine Berücksichtigung — wenn auch letzterer gelegentlich als Gegner Kants erwähnt wird (a. a. O. II, S. 242).

¹⁾ Vgl. P. P. Huber, a. a. O. u. Joh. Casp. Lippert, a. a. O. S. 11 ff.

²⁾ Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. — Baader, das gelehrte Bayern S. 20 ff. — Pl. Stumpf a. a. O. S. 208 ff. — S. Günther, Eusebius

mühle bei Tölz geboren, trat er nach Absolvierung des Gymnasiums zu München in den Orden der regulierten Chorherrn ein, durchlief hier den vorgeschriebenen philosophischen und theologischen Studiengang, um an der Universität Ingolstadt seine Studien zu vollenden. In Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen wurde er, noch verhältnismässig jung, in seinem Kloster zu Polling bei Weilheim mit dem Lehramt der Theologie, des Kirchenrechts und der Philosophie betraut. An diesem durch reges wissenschaftliches Streben berühmten Kloster ist er sein ganzes Leben hindurch fast ununterbrochen thätig geblieben. Schon bald lernte er von hier aus den Münchener Augustiner Gelasius Hieber näher kennen.¹⁾ Um den jungen Freund in die wissenschaftlichen Fragen jener Zeit einen Einblick gewinnen zu lassen, machte ihn Hieber mit einigen modernen wissenschaftlichen Zeitschriften, den *Journaux des Scavans* und den *Acta Eruditorum*, bekannt. Die Lektüre derselben wirkte auf Amort in hohem Grade anregend ein: sie zeigte ihm eine Reihe neuer Gesichtspunkte und drängte ihm die Ueberzeugung auf „dass nach Beendigung der gewöhnlichen Schulwissenschaften das wahre Studium erst zu beginnen habe“. In der That entfaltete Amort eine geradezu staunenswerte wissenschaftliche Arbeitskraft. Er beherrschte allmählich das gesamte Wissen seiner Zeit in einer Weise, dass man ihn den

Amorts Bestrebungen auf astronomischem und physikalisch-geographischem Gebiete, in den „Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns“ herausgegeben von K. v. Rheinhardstöttner, Ansbach und Leipzig 1893, I, S. 103 ff. — Romstöck, die Astronomen, Mathematiker und Physiker der Diözese Eichstätt; Eichstätt 1886, 2. Serie S. 7 f. — Ueber Amorts Leistungen auf philosophischem und theologischem Gebiet vgl. vor allem Werner a. a. O. S. 91 ff.

¹⁾ Im Archiv der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften zu München findet sich in den Sammlungen der Correspondenzen, die nach Jahrgängen und diese in sich alphabetisch nach dem Namen der Briefschreiber geordnet sind (d. V. wird dieselben stets unter A. A. zitieren) vom Jahre 1759 unter dem Schlagwort Polling ein kurzer Bericht von dort über die Gründung des Parnassus Boicus. Der Brief trägt keine Unterschrift, charakterisiert sich aber seiner Schrift nach als ein Manuscript Amorts. Dafür spricht auch, dass Lori durch seinen Freund Döpsel in Polling Amort um Nachrichten über die Geschichte des Parnassus Boicus hatte bitten lassen. (Vgl. Rudhart, Erinnerungen an Lori, akademische Festrede, München 1859, S. 30: Brief Loris an Döpsel v. 24. Nov. 1758.)

katholischen Polyhistor des 18. Jahrhunderts nennen möchte. Dabei war er sowohl auf dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet wie auf dem der Philosophie und Theologie schriftstellerisch thätig, in beiden Wissenskreisen massgebend auf seine katholischen Zeitgenossen einwirkend. An 60 kleinere und grössere Werke entstammen seiner fruchtbaren Feder.

Auf theologisch-philosophischem Gebiete steht Amort an der Grenzscheide zwischen scholastischer und antischolastischer Richtung: Im allgemeinen an der Scholastik festhaltend dabei aber auf die älteren Meister derselben zurückgehend, sucht er die scholastische Theologie einerseits gegen neuere Richtungen zu verteidigen, andererseits sie zu vereinfachen und zu vertiefen. In der Moralphilosophie verwirft er den Probabilismus,¹⁾ in der Psychologie lehnt er sich in eklektischer Weise an Cartesius an. Vor abergläubischer Wundersucht bewahrten ihn schon seine gründlichen naturwissenschaftlichen Studien. Scharf sprach er sich gegen die damals viel verbreiteten „Offenbarungen“ der Maria von Agreda aus.²⁾ Auch sonst bewahrte er sich in einzelnen dogmatischen Fragen eine selbständige Ansicht. So verhielten sich die Mönche zu Polling unter Amorts massgebendem Einfluss gegenüber der Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä, die damals zwar noch eine Schulfrage bildete, aber doch bereits seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von allen katholischen Akademien als offizielle Lehre angenommen worden war,³⁾ streng ablehnend, obwohl in Bayern die bayerischen Bischöfe dafür eintraten, und selbst die in dieser Frage etwas zurückhaltende Universität zu Ingolstadt 1653 durch die Kurfürstin Maria Anna zur Sanktion jener These war veranlasst worden.⁴⁾ Ueberhaupt sehen wir Amort in seinem wissenschaftlichen Denken in stets fortschreitender Entwicklung. Recht deutlich zeigt sich dies in seiner Stellung zur Hypothese des Kopernikus. In einer 1723

¹⁾ Vgl. auch Prantl a. a. O. I, S. 581, Anm. 105.

²⁾ Vgl. P. P. Huber a. a. O. S. 7.

³⁾ Vgl. K. Werner a. a. O. S. 104.

⁴⁾ Vgl. C. Prantl a. a. O. I, S. 459 ff.; K. Werner a. a. O. und S. Günther a. a. O. S. 114 A. 4. — Der junge Kurfürst Max III. Joseph sandte auf die Kunde von der oppositionellen Haltung der Mönche zu Polling dem unbotmässigen Konvent einen scharfen Verweis; leider sind wir über die Wirkung desselben nicht unterrichtet (vgl. Günther a. a. O.).

herausgegebenen astronomischen Schrift spricht er sich noch entschieden gegen dieses System aus und stellt demselben eine eigenartige an Tycho de Brahe sich anlehrende Theorie gegenüber, auf deren Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre er ausdrücklich besonderen Wert legt. Auch als er die Erinnerungsblätter an N. Grammatici schreibt, vertritt er, wie wir gesehen haben, noch diesen Standpunkt. 1763 aber gibt er eine „Erklärung des kopernikanischen Weltgebäudes“ ohne jede Bemerkung abweichender Ansicht. Für die 40 Jahre früher mit so viel Scharfsinn aufgestellte Hypothese hat er kein Wort der Verteidigung mehr übrig. Allenfallsigen Angriffen von orthodoxer Seite beugt er vor durch die Mitteilung, der Jesuit Fabri, Pönitentiar zu Rom, habe gegenüber einem hervorragenden Astronomen die Versicherung abgegeben, dass sich der heilige Stuhl der Lehre von der Bewegung der Erde grundsätzlich aus rein religiösen Motiven nicht entgegenstelle.¹⁾ Auf dem Gebiete der Streittheologie in der ersten Periode seiner Wirksamkeit nicht frei von dem berüchtigten Schmäh-ton, wie er im 17. und noch tief bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein vielfach herrschte, geht er allmählich zu dem edleren Bemühen über, in apologetisch wissenschaftlicher Darlegung den Gegner von den Irrtümern seiner Anschauungen zu überzeugen,²⁾ um schliesslich an seinem Lebensabend gemeinsam mit Akatholiken an der Aufklärung und sittlichen Veredlung seines Volkes zu arbeiten: auch mit Protestanten wie Brucker in brieflichem Verkehr stehend, hatte der redlich nach Wahrheit strebende Mann sich allmählich gleich Forster mehr und mehr zur Idee der Toleranz durchgerungen. Selbst ein durchaus reiner und edler Charakter richtete Amort zeitlebens sein Streben unermüdlich auf Förderung der Wissenschaft und geistig sittliche Hebung seines Volkes.

¹⁾ Vgl. S. Günther a. a. O. S. 104 ff. — Ueber die thatsächliche fernere Haltung der Kurie zu dieser Frage vgl. Historisch-politische Blätter, 7. Bd., Mchn. 1841 „der heilige Stuhl gegen Galileo Galilei u. das astronomische System des Kopernicus“ S. 385 ff.

²⁾ Baader führt unter den Schriften Amorts noch aus dem Jahre 1755 eine Abhandlung folgenden Titels an: „Vernünftige Gedanken eines rasonablen Katholiken bey dem Abfall einiger leichtfertiger Mameluken zum Luthertum, entworfen von Don Pio Filisto, Augsburg 1755. (Baader a. a. O. S. 27.)

Wir sind, um die Persönlichkeit des Mannes, welcher der Urheber unseres Vereins wurde, näher kennen zu lernen, dem Gang der Ereignisse vorausgeeilt; wenden wir uns zurück zum Jahre 1720¹⁾, der beginnenden Freundschaft zwischen Amort und Hieber.

Mutig ging damals Amort, angeregt durch die erwähnte Lektüre, ans Werk und „stupfte ohne Unterlass seinen lieben Wegweiser, einen Entwurf zu machen, wie auch im Bayerland die Liebe zu solcher Gelehrsamkeit erneuert und durch eine Gesellschaft, die Schriften erscheinen lasse, unterhalten werden könne“.²⁾

Hieber willigte in den Vorschlag ein: in überraschend kurzer Zeit war ein Verein geschaffen, ein Programm entworfen. Wir gehen auf diesen Statutenentwurf näher ein, da er für die damaligen kulturellen Verhältnisse in Bayern, für die Lebensanschauungen von Männern, die wir zu den höchst gebildeten ihrer Zeit rechnen müssen, ausserordentlich charakteristisch ist. Einedreifache Aufgabestellten sich die jungen Akademiker:³⁾ „Erstlich die Erhaltung und Vermehrung des wahren und allein seligmachenden römisch-catholischen Glaubens in Deutschland. Dieses Ziel zu erhalten sollen die ketzerischen Schriften, welche in dem römischen Reich ausgehen, ohne Bissigkeit mit bestem Glimpf, doch rechten Fundament, widerleget werden. Andertens solle die Glori und Ruhm des durchlauchtigsten Churhaus, wie auch des ganzen Churfürstentums Bayern, wo es nur immer in einer Begebenheit hiezu Gelegenheit gibet, allermöglichst vortragen (sic) und behauptet werden.“ Zur Erreichung dieses Zwecks „sollen alle gedruckt und geschriebene, auch andere Documenta wie nicht minder die Antiquiteten allermöglichst und unermüdet durch ganz Churbayern hervorgesuchet werden. Das dritte Ziel und End soll sein, die hohe Nutzbarkeit von denen vornehmsten Wissenschaften

¹⁾ Vgl. A. A. a. a. O. — dass der Anfang der Beziehungen zwischen Amort und Hieber in den oben angenommenen Zeitpunkt fallen muss, ergibt sich daraus, dass Hieber nach obigem Bericht (A. A.) Amort die Acta Eruditorum von 1672—1720 zur Verfügung stellte, andererseits bereits 1722 der erste Band des Parnassus Boicus erschienen ist.

²⁾ Vgl. A. A. a. a. O.

³⁾ Der Statutenentwurf ist bei Lippert a. a. O. im Anhang S. 32 ff. mitgeteilt. Die im nachfolgenden Auszug in () eingefügten Zahlen geben die §§ des Entwurfs an.

und Künsten in bayerischen Landen einzuführen und zu befördern.“ Zur Verwirklichung des letztgenannten Zweckes sollen vor allem Auszüge aus allen im römischen Reich erscheinenden Büchern „ordinari Traktatl“ unter gleichzeitiger Widerlegung etwaiger Fehler veröffentlicht werden (32). Die in München anwesenden Mitglieder sollen sich wöchentlich einmal versammeln (31); alle sollen dazu beitragen, dass ausser den ordinari Traktatl von Zeit zu Zeit noch besondere erscheinen; „auf dass die Academi recht berühmt werde“. Die ersteren sollen „allezeit soviel, als nur immer möglich, in guter reiner hochdeutschen Sprach verfasst sein“. Bei letzteren ist jedem gestattet, sie „in selbst beliebiger Sprach herauszugeben“ (25 u. 27). Zur Belebung des Studiums sollen alle auswärtigen Mitglieder mit denen in München in regen Briefverkehr treten und sie mit historischem und naturwissenschaftlichem Material aus den Provinzen versehen, ihnen berichten, „was in der Natur und allen Wissenschaften Wundersames sich ereignet“ (29). Mitglieder können sowohl Geistliche wie Weltliche werden, doch müssen alle wirklich in Bayern ansässig sein (12). Die Aemter sollen unter Weltlichen und Geistlichen in gleicher Weise verteilt werden (9). Ueber die religiösen Verpflichtungen der ganzen Akademie wie der einzelnen Mitglieder werden ins einzelne gehende Bestimmungen getroffen. Um von dem allmächtigen Gott desto besser gesegnet zu sein, soll sich die Akademie einen heiligen Schutzpatron aus den Voreltern des durchlauchtigsten Kurhauses erwählen (1); an dem Fest desselben soll in den Kirchen Münchens ein hochfeierliches heiliges Hochamt gehalten werden, dem die Münchener Mitglieder beiwohnen, während die auswärtigen ihn mit besonderer Veneration beehren (2). Stirbt ein Mitglied, so sollen alle übrigen verbunden sein, jeder besonders zu seiner Seelentrost eine heilige Mess zu lesen oder lesen zu lassen“ (3). Endlich auf Grund einer besonderen Formula votiva sich „bei seinem Gewissen, Trauen und Ehren verbünden, dass er sich die Zeit seines Lebens möglichst angelegen sein lassen wolle, des allmächtigen Gottes und aller seiner heiligen Ehre zu befördern, den römisch-catholischen Glauben und päpstlichen Stuhl zu Rom wider alle ketzerischen Schmähschriften und Lästereien zu beschützen; dann sonderbar alle dem durchlauchtigsten Churhaus zustehende Jura zu behaupten und nach Kräften hervorstreichen, was nur zu des bayerischen Churhaus unsterb-

lichem Ruhm gelangen kann, nach möglichsten Kräften zu befördern“ (6).

Es sind biedere Patrioten diese jungen Akademiker: Ruhm und Ehre ihres Vaterlandes möchten sie fördern, besonders das wissenschaftliche Ansehen desselben heben. Der geistige Zusammenhang mit den vertrauten Nachbarn am Isarstrom tritt in den beiden ersten Punkten ihres Programms deutlich hervor. Allein ist auch hier wie dort der Geist noch ganz in confessionellem Gegensatz befangen, wie gross ist doch der Fortschritt, den schon diese Statuten gegenüber der Isargesellschaft bekunden! Die Auffassung ist bei aller Beschränktheit des geistigen Gesichtskreises doch eine tiefere, der Ton bei aller Unbeholfenheit ein vornehmerer geworden. — Trotz der nachdrücklich ausgesprochenen Ergebenheit gegenüber Staat und Kirche glaubten die jungen Akademiker doch damit rechnen zu müssen, dass ihre Bemühungen als gefährliche Neuerung heftige Angriffe erfahren könnten. Um Schwierigkeiten dieser Art vorzubeugen, erbittet § 23 von Kurfürstlicher Durchlaucht, dass die aus der Gesellschaft hervorgehenden Schriften von dieser selbst censiert werden dürfen¹⁾ und § 28, dass stets, der wirklich regierende Kurfürst oder der Kurprinz das Protektorat der Gesellschaft übernehmen möge, „damit durch das hohe Ansehen und Vorschub solchen hohen Protektoris die Academi vor allen bevorstehenden und besorgenden neidischen Anstössen beschützt werden möchte, weilen doch diese löbliche, unzweifelich Gott gefähliche Academia von dem Teufel und seinem Anhang nicht werde unangefochten gelassen werden“ (18).

Vorstehendes Programm wurde der Regierung zur Genehmigung vorgelegt, zugleich an den Kurprinzen das Ersuchen gerichtet, das Protektorat zu übernehmen und zu gestatten, dass sich die Akademie nach ihm Academia Carolo-Albertina benennen dürfe. — Wir sehen: die Pläne Amorts und Hiebers waren wohl durchdacht; kamen sie zur Durchführung, so konnte sich allmählich eine Akademie entwickeln, die sich ihren Zeitgenossen würdig zur Seite stellen durfte. Allein für eine Frei-

¹⁾ „weilen sonst durch die langsam folgende Censur allerlei Verhindernissen des guten Verhabens erfolgen; die Academi aber ohnedem allzeit mit solchen hochgelehrten in omni scibili erfahrenen Mitgliedern besetzt sein werde, dass ihre Censur gewiss nichts herausgeben lasst, welches contra Statuta Canonica oder Imperialia lauffet“ (23).

heit der Wissenschaft, wie sie hier durch Befreiung von der offiziellen Censur gefordert wurde, war in Bayern die Zeit noch nicht gekommen: das Gesuch wurde aus Gründen, über die wir nicht näher unterrichtet sind, abgelehnt. Doch werden wir kaum irregehen, wenn wir mit P. Huber annehmen, dass die Sache an eben jener Censurfrage scheiterte. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme wird vor allem durch die Thatsache unterstützt, dass es auch in den nächsten Jahrzehnten — wie wir später erfahren werden — um eben diese Frage noch zu heissen Kämpfen gekommen ist.¹⁾

Angesichts der ablehnenden Haltung von seiten der Regierung traten die meisten Mitglieder zurück. Nur Amort, Hieber und sein Ordensbruder Agnellus Kandler liessen sich nicht entmutigen. Von der Notwendigkeit ihrer Bestrebungen für das Wohl des Vaterlandes überzeugt, beschlossen sie, ihre Pläne auf eigene Faust ins Werk zu setzen. Schon 1722 liessen sie den ersten Band der geplanten „ordinari Traktatl“ erscheinen, jetzt unter dem Titel „Parnassus Boicus oder Neueröffneter Musen-Berg, worauff verschiedene Denck- vnd Lesswürdigkeiten auss der gelehrten Welt | zumahlen aber auss denen Landen zu Bayern | abgehandlet werden.“

Zu den oben erwähnten drei Männern kamen an ordentlichen Mitgliedern noch der spätere churfürstliche Hofkammerrat Joh.

¹⁾ Dieser Beilage in Lipperts Abhandlung ist auch ein Entschluss Max Emauels beigefügt, der die vorgelegten oben besprochenen Statuten in vollem Umfang genehmigt. Es muss zunächst dahin gestellt bleiben, welche Bewandnis es mit diesem Schriftstück hat. Datum und Unterschrift fehlen, schon dies charakterisiert es vielleicht als eine Vorlage, welche dem Kurfürsten zur Genehmigung unterbreitet wurde, diese aber nicht erhalten hat. Lippert ist, wie er selbst angibt, die ganze Beilage aus dem Archiv der Jesuiten (!) übergeben worden. — Lippert selbst berichtet merkwürdigerweise, dass die zu seiner Zeit noch lebenden Mitglieder (dahin zählt Eus. Amort!) es in Zweifel ziehen, ob fraglicher Schutzbrief ordentlich ausgefertigt und der Gesellschaft zugestellt worden sei; sie seien vielmehr der Meinung, dass zwar diese Gesellschaft mit Vorwissen des Hofes errichtet, dieselbe aber niemals auf eine solche Art, wie die dermalige (1759) gegründete Akademie der Wissenschaften bestätigt worden sei. Zur relativen Sicherheit wird diese Angabe durch die ganze fernere Geschichte des Vereins insbesondere durch die Thatsache, dass er den beabsichtigten Namen nicht annahm, und wir bei der Gründung der Akademie 1759 wiederholt hören, dass der P. B. vor allem auch wegen der mangelnden Unterstützung von seiten der Regierung sich nicht habe behaupten können.

Ad. Spätt († 1770), der aus einer Münchener Patricierfamilie stammende Augustiner Joh. Bapt. Inninger (1656—1730) und ein gewisser Corbinian Maurer aus Otterfingen (1678—1728) hinzu sowie i. J. 1736 der uns bereits bekannte Grienwaldt. Doch haben noch mehrere Persönlichkeiten, ohne ordentliche Mitglieder zu sein, die Sache des Parnassus Boicus durch einzelne Beiträge oder besonderes Eintreten für denselben gelegentlich gefördert, unter ihnen auch einige Jesuiten, wie der tüchtige Astronom Nic. Grammatici.¹⁾

Von dem ursprünglichen Programm hielt man jetzt nur mehr den dritten aber wichtigsten Punkt „Förderung der Wissenschaften und Künste“ fest. Die geringe Mitgliederzahl mag zu dieser Einschränkung vor allem massgebend gewesen sein, vielleicht hatten die beiden ersten Punkte auch mehr ein Captatio Benevolentiae sein sollen, um der churfürstlichen Unterstützung um so sicherer teilhaftig zu werden.

Das Unternehmen wird mit einem Hinweis auf das übrige gebildete Europa begründet: das gelehrte Italien sei hierin schon vor vielen Jahren vorangegangen, seinem Beispiel sei 1665 Frankreich gefolgt, bald darauf Engelland, Holland und Deutschland und neuerdings auch das gelehrte Portugal. „Wie sich nun im vnsrem Teuschland, Catholischen Antheils | vnsres Wissens noch nichts dergleichen hervorgethan | dahingegen es bey denen Uncatholischen in ihren Buchläden von derley Art Schrifften wimmlet | als haben dann vnsre Catholische Musen | vmb so mehr sich bemüssiget | sich zusammen zusetzen | vnd gleich als biss dato geschehen | von ihren Unterredungen von gelehrten Sachen dem Publico Nachricht zegeben“ (II, 4); dabei will aber der P. B. nicht wie die meisten gelehrten Zeitschriften in erwähnten Ländern bloss Auszüge und Anzeigen von fremden

¹⁾ An gelegentlichen Mitarbeitern lernen wir ausser Grammatici noch kennen: die Jesuiten Theod. Schmacker und Jos. Falk (uns durch seine Toleranz gegenüber der neueren Naturauffassung bereits bekannt), die regulierten Chorherrn zu Polling: Sailer (über das Stift Bernried und das Geschlecht der Seefelder), Prosper Goldhofer (Berechnung der Mondsfinsternung v. J. 1736) und Herculan Vogel (über das Nordlicht) sowie den Chorherrn von Bayerberg Benno Zaissberger (über das dortige Stift und das Geschlecht der Iringer); ferner den Kurfürstl. Hofratsadvokat Dr. Joh. Jos. Pock aus Salzburg und den Churfürstlichen Leibarzt Dr. Wolfg. Bergbauer (vgl. Lippert a. a. O. S. 27 f., Stumpf a. a. O. S. 210 und A. a. a. O.).

Büchern bieten, er will vielmehr selbst „seine eignen Inventiones und Erfindungen herausgeben, welches kein Journalist niemals gethan hat.“ — Das ursprüngliche Programm nach dieser Richtung hin erweiternd, stellen sich unsere Freunde das kühne Unternehmen, ihren Lesern in fortlaufenden Abhandlungen den „Umkreis der gesamten Wissenschaften und Künste“ vorzutragen. Der geringe Bücherhandel und die strenge Censur damaliger Zeit in Bayern sowie der Mangel an Büchern gewünschten Inhalts, die frei von dem „leidigen heimlichen Ketzer-Gift“ unbedenklich dem Leser hätten in die Hand gegeben werden können, dürfte unseren Freunden die Ueberzeugung aufgedrängt haben, dass blosse Bücheranzeigen und Besprechungen nicht geeignet seien, die nötigen Grundlagen einer höheren Geistesbildung zu schaffen. Nach drei Gesichtspunkten wird der zu behandelnde Stoff gegliedert: erstens sollen „alle Fakultäten, freie Künste und Wissenschaften in einem kurzen und annehmbaren Begriff vorgetragen“ werden. „Fürs andere“ will man „die Geschichten und ganze Histori sowohl die weltlich- als geistliche natürlich- als gelehrte der Bayrischen Landen Stuckweiss auf die Bahn bringen.“ Drittens werden die Bayrischen Musen ihren Landsleuten Nachricht mitteilen, „was hin und wider Neues in der gelehrten Welt zumalen in unsren Landen zu Bayern vorgehet.“ Erfindungen in natürlichen und mathematischen Sachen, neue Bücher und Observationen von Himmelsphänomenen werden besonders betont, Freunde der Musen als Mitarbeiter willkommen geheissen (II, 4 und 549 f.).

Wenden wir uns dem Inhalt selbst zu. Die ganze Zeitschrift umfasst sechs Oktavbände von durchschnittlich 500 Seiten; in zwanglos erscheinenden „Unterredungen“ bzw. „Versammlungen“ oder „Stücken“ von durchschnittlich 70 Seiten soll Apollo in je 5—10 „Berichten“ „alle und jede Wissenschaft so kurz und gut als möglich vortragen“ „und zwar von dem untersten Staffel des Parnassi“ angefangen „bis zu der höchsten durch die ganze Encyclopedy der gesamten freien Künste und Wissenschaften.“ In glücklicher Würdigung der Zeitströmung werden die modernen, von der Jesuitenpädagogik am wenigsten gepflegten Bildungsfächer: Geschichte, Naturwissenschaften und moderne Sprachen, vor allem die Muttersprache besonders betont. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, „dass einem Gelehrten jetziger Zeit die Wissenschaft derjenigen europäischen Haupt-

Sprachen vonnöten sind, wo die Scienzen Wissenschaften und Künsten in Flor sind“ (II, 11). Dabei wendet sich die Zeitschrift nicht an die Gelehrten schlechthin, sondern an die Gebildeten und den für eine höhere allgemeine Bildung empfänglichen Teil des Volkes überhaupt. Kunst und Wissenschaften will sie „denen Unwissenden etwas bekannt machen, in denen Anfangenden befördern, in denen Fortschreitenden weiterführen, in denen wirklich Gelehrten aber selbe auffrischen und ihnen gelehrte Neuigkeiten“ mitteilen (II, 4). „Reine gelehrte Dissertationes aber, ob sie auch hier nicht ausgeschlossen, werden doch mit besseren Fug anderen, meist lateinischen Werken überlassen“ (V, 13, S. 6.).¹⁾

Der religiöse Standpunkt ist ein streng kirchlich-konfessioneller. In der Einleitung zu einem „Pastorella oder Schäferliede zu Ehren der heilwertisten Geburt Jesu Christi“ wird ausdrücklich betont, dass der P. B. „ein wahrhaft Christ-Catholisches Herz traget“ und „nimmermehr einiges Wortel oder Buchstaben von hieraus soll vorkommen, welcher nicht in allertiefest und schuldigster Submission dem Urteil der h. catholischen Kirchen solle und wirdet unterworfen sein“ (I, 195). Auch an Ausfällen gegen das Luthertum fehlt es nicht ganz, wenn sie auch nicht häufig sind, besonders in den späteren Bänden fast ganz verschwinden. Ueber den heiligen Benno berichtend, erzählt Hieber z. B. dass die Kanonisation desselben 1523 erfolgte, „als die unglückseelige Brut Lutheri, der rasende Carlstatt und seine Spiessgesellen die Kirchen gestürmet, die Bilder zerschlagen, die Altär über den Haufen geworfen und noch viel andere unsägliche Greul getriben, wie solches so gar auch zu sehen in des Luthers-Schriften selbstens“²⁾ (I, 490 f.). Auch der einst so leidenschaftlich geführte Kalenderstreit³⁾

¹⁾ Da der fünfte Band nicht fortlaufend paginiert ist, zitieren wir wie hier, 5. Band, 13. Bericht, S. 6 (V, 13, S. 6).

²⁾ Auch über diese Kanonisation des heil. Benno „zerbörstete niemand mehrers als eben der leidige Luther selbstens, wie er denn eine infame Lasterschaft (sic) ausfertigte, unter dem lästerlichen Namen: der alte Teufel und neue Götz zu Meissen; wofür man ihn billigster massen mit einer feurigen Zangen seine sacrilegische Schmach-Zunge solte aus dem Rachen gerissen . . . (I, 490 f.).

³⁾ Vgl. F. Stieve, der Kalenderstreit des 16. Jahrhunderts in Deutschland in den Abhdlg. d. hist. Classe d. Kgl. B. Akademie d. Wissenschaften, XV. Bd., 3 Abtlg., S. 1 ff. München 1880.

lebte in mehreren Berichten Hiebers „von der abermalig-vorhabenden Neuerung der Herren Protestanten von wegen künftigen Ostern anno 1724“ nochmals auf (I, 223 ff.), doch ohne in den gehässigen Ton der früheren Zeiten zu verfallen.

Trotz dieses engherzigen Konfessionalismus vertritt der P. B. doch auf allen übrigen Gebieten die Sache einer massvollen Aufklärung. Als Freund einer solchen haben wir ihn bereits in den Gedächtnisblättern an Kleinbrodt und Staudigl kennen gelernt sowie in der poetischen Anerkennung, die er den modernisierenden Bestrebungen an der Landesuniversität gezollt hat. Hier wie auch sonst finden wir warme Begeisterung für die Sache des Fortschrittes. So wird auch mit sichtlicher Genugthuung erwähnt, dass der als Mitarbeiter uns bereits bekannte Augustiner Chorher Herculanus Vogl 1740 eine *Mathesis Pollingana* geschaffen habe; denn nachdem Amort in seiner *Philosophia Pollingana* (1730)¹⁾ eine Methode erfunden habe, die mechanische Philosophie eines Cartesius und Newton mit der scholastischen in eine fügliche Allianz zu bringen, sei auch ein entsprechendes mathematisches Compendium notwendig geworden, da die Philosophie der Neoteriker unmöglich ohne die mathematischen Wissenschaften könne verstanden werden (VI, 314 f.).

Aus der Feder Amorts stammen auch überwiegend die naturwissenschaftlichen und geographisch-astronomischen Berichte²⁾, die wir in allen Bänden des P. B. finden. Der Verfasser macht seine Leser mit dem Wesen von Verfinsterungen bekannt, mit der Bewegung der Planeten und ihrer Trabanten, mit den Cometen, mit der Einrichtung und Bedeutung des Thermometers und Barometers — insbesondere für die geographische Forschung — sowie mit der Längenbestimmung nach der Methode des P. Grammatici; auch meteorologische Probleme erörtert er und beweist in ausführlichen Abhandlungen die Unmöglichkeit, Gold zu machen. „Mag auch — sagt Günther³⁾ — der wissenschaftliche Wert dieser so zahlreichen Beiträge an und für sich kein allzu hoher sein, so empfangen wir doch sicherlich den

¹⁾ Dieselbe hat bereits 1734 eine 2. Auflage erlebt (vgl. Baader, das gel. Baiern S. 24).

²⁾ einige derselben sind Amort von P. Ignaz Kögler S. J. aus China zugesandt und von ihm mit Anerkennungen versehen worden (vgl. Lippert a. a. O. S. 26).

³⁾ S. Günther, Eus. Amorts Bestrebungen a. a. O. S. 112.

Eindruck, dass wir es in Amort mit einem höchst unterrichteten, strebsamen und in der Popularisierung wissenschaftlicher Ergebnisse geschickten Mann zu thun haben“.

Von Grienwaldt rühren die zahlreichen Beschreibungen von bayerischen Heil- und Gesundbrunnen, die Biographien tüchtiger bayerischer Aerzte und die sonstigen ins medizinische Fach einschlagenden Abhandlungen her, die sich in den beiden letzten Bänden unserer Zeitschrift finden. Auch die liebevollen Ausführungen über die ihm als Freunde der atomistischen Naturauffassung geistesverwandten P. Staudigl und P. Kleinbrodt¹⁾ haben wir ihm zu verdanken. Im letzten Blatt des P. B. ersucht der rastlos thätige Mann noch „alle treu gesinnte medicinische Patrioten des Bayrlands“ höflich, „beliebigen, auch nur geringen Beitrag zu einer vorhabenden Bayrischen Topographiam Botanicam“ einzuliefern (VI, 584 ff.).

In seinen biographischen Arbeiten begegnete sich Grienwaldt mit Agnellus Kandler aus Regensburg (1692—1745),²⁾ dessen Vater Johann Kandler wir bereits als Mitglied der Isargesellschaft kennen gelernt haben. Kandler war ein Mann von aufrichtiger und ungeheuchelter Frömmigkeit, offenem Vertrauen erweckenden Charakter und überraschender Arbeitskraft, der seine Mussestunden vor allem der Erforschung und Popularisierung der bayerischen Geschichte gewidmet hat. Zahlreiche umfangreiche Abhandlungen in allen Bänden des P. B. bilden die Frucht dieser Studien: sie befassen sich mit der Beschreibung und Geschichte bayerischer Bistümer³⁾, Klöster⁴⁾, hoher Adelsgeschlechter⁵⁾ sowie mit den Lebensschicksalen und der Wirksamkeit hervorragender Persönlichkeiten wie z. B. der-

¹⁾ Sowie die über Meichelbeck und Geiger, über das Salzwesen in Bayern und die Besprechung einiger medicinischer Schriften.

²⁾ Auch Cändler geschrieben vgl. über ihn ausser P. Huber a. a. O. S. 9 und Lippert a. a. O. S. 14 ff. Baader, Lexikon baierischer Schriftsteller S. 180 ff.

³⁾ Regensburg, Passau, Salzburg, Freising, Chiemsee sowie das Stift zur alten Kapellen in Regensburg.

⁴⁾ Nieder- und Oberaltaich, Adlerspach, Altomünster, Hohenau und Andechs.

⁵⁾ Der Grafen von Scheuern, Wartenberg, Tilly, Seinsheim, Törring; Tattenbach und Haimhausen, der Freiherrn von Lerchenfeld und Perfall, auch das Geschlecht der Maffei ist behandelt.

jenigen Aventins.¹⁾ Man wird diesen Arbeiten wie den bereits erwähnten Grienwaldts, zu denen noch diejenigen von Hieber²⁾ und einige von Spätt³⁾ hinzu kommen, zum Teil Quellenwert zuschreiben müssen: grösstenteils mit aner kennenswerthem Sammeleifer und warmem patriotischen und sittlichen Empfinden geschrieben, waren diese Monographien trefflich geeignet, den Leser mit den besten seines Volkes bekannt zu machen sowie im Vereine mit den Darstellungen aus dem Gebiete der Geographie Sinn und Interesse für Beschaffenheit und Geschichte der Heimat zu wecken. So schildern gleich die einleitenden Abschnitte des ersten Bandes dem Leser die geographische Lage Bayerns, seinen Reichtum an Flüssen und Seen, an Produkten des Mineral-, Pflanzen- und Tierreichs sowie die Schönheit des Landes, dessen Bewohner, „von guter Gesundheit, tapfere, standhafte und streitbare Soldaten“ sind und „an Fähigkeit zu den schönsten Künsten und Wissenschaften keiner Nation der ganzen Welt nachgeben“ (I, 31). Viele dieser Beiträge zu einer bayrischen Heimatskunde haben noch heute allgemeinen oder lokalgeschichtlichen Wert, so die bei der Beschreibung des (an Bayern grenzenden) Gasteiner Bades (V, 21 S. 25 ff.) mitgeteilten poetischen Stücke, die uns mit der Geschichte des Bades sowie in humorvoller Weise mit den Baderegeln bekannt machen.

Kandler hat ausserdem auch eine Abhandlung über die deutsche Sprache geschrieben, bevor wir jedoch davon reden, müssen wir die Bemühungen Hiebers auf diesem Gebiete kennen lernen.⁴⁾

¹⁾ Ausserdem: Pet. Apian, Johann Eck, Martin Eisengrim, Johann von Werth, Friedrich Staphilus. Von dem als Mathematiker und Astronom berühmten Sohn Peter Apians Philipp, der wegen Hinneigung zur lutherischen Lehre Ingolstadt verlassen musste, erwähnt Kandler bloss, dass er „es seinem Vater an Wissenschaft mathematischer Sachen gleich wo nit gar bevorgethan“ (II, 134). Doch vgl. auch Kanders Bericht „aus der Geographie, von denen Landcharten Bayrlands“ II, 158 ff., wo Ph. Apian „der Bayrische Strabo oder Ptolemäus“ genannt wird.

²⁾ Berichte von Bayern in „kirchen-geographisch und politischen Sachen“ sowie von der Abstammung und Geschichte des Churhauses.

³⁾ Ueber die Grafen von Wartenberg und Tilly sowie über Orlando di Lasso und Hans Rosenplüt.

⁴⁾ Eine übersichtliche Inhaltsgruppierung der ganzen Zeitschrift gibt Huber a. a. O. S. 12, doch ohne die Autorschaft für die einzelnen Abhandlungen anzugeben.

In Hieber haben wir einen Mann von nicht unbedeutender Begabung und gründlichen Kenntnissen vor uns.¹⁾ Reger Wissensdrang hatte den aus Dinkelsbühl stammenden (geboren 1671) jungen Hieber trotz misslicher äusserer Verhältnisse Mittel und Wege finden lassen das Gymnasium zu durchlaufen, um alsdann im Jahre 1691 in München in den Orden der Augustiner einzutreten. Bei seinen theologischen Studien lernte er bald den Wert gründlicher Schriftkenntnis schätzen und studierte deshalb eifrig die griechische und hebräische Sprache (auch Italienisch und Französisch trieb er). Bald bildete sich Hieber zu einem Kanzelredner aus, dessen Ruf über Bayern hinaus in die angrenzenden katholischen Länder drang. Oft wurde er als Festredner in fremde Kirchen gebeten, während andererseits Fremde, welche nach München kamen, gerne die Gelegenheit benützten, Hieber predigen zu hören. Gross war das Vertrauen, dessen er sich allgemein erfreuen durfte; täglich kamen Personen des verschiedensten Standes zu ihm, um seinen Rat einzuholen. Dass er diese Vertrauensstellung zugleich dazu benützte „von der catholischen Lehr irr-gehende zur Schooss der wahren Kirchen zu geleiten“,²⁾ liegt in der Engherzigkeit seiner konfessionellen Anschauungen wie im Charakter seiner Zeit begründet.

Trotz dieser ausgedehnten priesterlichen Thätigkeit fand Hieber noch Zeit zu eifrigen umfassenden Studien. Von früher Morgenstunde (er pflegte um drei Uhr aufzustehen) bis tief in die Nacht hinein war seine freie Zeit dem Studium gewidmet. Obwohl von Natur ein trefflicher und infolgedessen sehr beliebter Gesellschafter, ging er doch allen derartigen Gelegenheiten möglichst aus dem Weg, und obwohl er im Kloster lebte, blieb sein Blick doch auf die ganze gelehrte Welt gerichtet — freilich mit frohem Herzen nur auf diejenige katholischen Ursprungs. Wir kennen ihn bereits als eifrigen Leser der *Acta Eruditorum* und der *Journaux des Scavans*; auch die *Faglietti letterati* las er, und führte mit einer Reihe von bedeutenden Gelehrten eine ausgebreitete Correspondenz.

¹⁾ Ausser Huber a. a. O. S. 9 vgl. vor allem Kanders Abhandlung über Hieber im 5. Bd. des *Parnassus Boicus* 17. Bericht. S. 57 ff. ausserdem Baader, das gelehrte Baiern S. 502 ff.

²⁾ Er war damit oft und viel beschäftigt und hat über 70 bekehrt P. B. V, 17, S. 67.)

In unserem Verein war Hieber, wie wir gesehen haben, von vorne herein mit der Organisation in erster Linie betraut. Er ist — wie sein Biograph Kandler sagt — der erste gewesen, so dem Musenberg „den Namen geschöpft, der sie zu dieser so nützlich- als annehmlichen Unterhaltung angefrischt, selbe durch etwelche Jahr löblich dirigieret und mit unterschiedlichen bei der gelehrten Welt wohl und begierig aufgenommenen Berichten (vor allem über deutsche Sprache und Geschichte) ausgezieret hat.“

Was Hieber über „Universalhistorie“ (IV, 6 ff.) schreibt, verrät Mangel an der nötigen Sachkenntnis für ein solch schwieriges Thema, ist ausserdem ganz von theologischen Konstruktionen und Vorurteilen beherrscht und nur insofern von Interesse als es uns beweist, wie wenig sich selbst ein Mann wie Hieber über den allgemeinen Tiefstand der Wissenschaften im damaligen Bayern zu erheben vermochte. Apollo beklagt die Verachtung „dieser so herzlich- Lustreizend und vorträglichen Wissenschaft, ohne welche alles blind oder wenigstens ein- auget sei“ (IV, 5). Für die Erhaltung der Historie hat die göttliche Vorsichtigkeit gesorgt, denn aus keiner andern Ursache hat er den alten Patriarchen das Leben so viel hundert Jahr gefristet, „als weil sie die lebendige und zugleich aller aufrichtigste Jahr- und Zeit-Bücher damaliger Welt gewesen“ (IV, 7). Es ist unstreitig, „dass Adam, Mathusalem, Sem, Isaac, Levi, Amram und Moyses je einander gesehen und die untrügliche Wahrheit der verlittenen Zeiten einander übergeben haben. Aus dieser Ursach muss auch der Grund der alten Historie nirgend anderstwo gesucht werden als in heiliger Schrift, und dies umb so viel mehr, weil die Archiven der alten Königreichen zu Grund gegangen und die reiche Bibliothek Ptolemäi Philadelphi verbrennet worden“ (IV 8). Laufet auch seit dem Anfang der Olympischen Schauspiele die weltliche Historie was richtiger fort, „so ist doch unter damahligen griechischen Historicis oder Geschicht-Schreibern selbst eine solche Contradiction und Widersprechung, dass auch ein aufmerksamer Leser kaum wissen wird, wo ihm der Kopf stehet.“ Die Römische-Geschichtschreiber sind zwar etwas leidentlicher, doch auch nit ohne Haupt-Fähler. Valerius Maximus ist Schmeichler, Livius allzu abergläubisch, Paternulus, Justinus, Capitolinus ohne Ordnung, Tacitus schreibt mehr nach seiner

affektierten und eingebildeten Gravität als der wahren Sachen Beschaffenheit, Florus ist nur ein Deklamator, Appianus beisset den Faden zu kurz ab, und Curtius schreibt mehr eine Romanzen anstatt der Histori, dass also, wer eine wahrhafte Histori der 4000 Jahren, welche von Urbeginn der Welt an bis zu Christum verstrichen, will haben, die heilige Schrift zum Grund muss setzen, als welche auch, wie vernommen, der einzige Pharus oder Leicht-Thurm ist in dasig-verworrenen Zeiten“ (IV, 9).

Sehr abfällig spricht sich Hieber zum Schluss seiner Abhandlung über die griechischen Götter aus (IV, 416 ff.). Unter ihren ersten Königen haben die Griechen die Welt mit tausend Ublen zu erfüllen angefangen. Während die Abgötterei bisher nur in Verehrung der herrlichen Creaturen bestanden, haben sie „nunmehr nit nur auf ihre berühmt- sondern auch allerlasterhafteste Leut übersetzt und selbe vor Götter aus- und vorgeben, den Weihrauch angezündet und mithin ihr Erz-Laster mit einer göttlichen Cron verehret zu allgemeinen Fall und Argernuss des ganzen Griechenlandes“. Der versoffene Weinschlauch Dionysius wurde unter dem Namen des Abgotts Bachi angebettelt, der ehebrécherische Jupiter als der höchste Gott verehret und dem kindermörderischen Saturno zündeten sie den Weihrauch an (IV, 417). Ausserdem wird den leichtfertigen Griechen die Erdichtung der grössten Weltlügen und deren Ausbreitung in die benachbarten Länder vorgeworfen. Sie erfüllten damit auch ihre Schriften und streueten selbe in alle Welt aus. Ist es nicht „eine unsinnige Arbeit“, ruft Hieber schliesslich aus, „solcherlei thorrechte Gottlosigkeit und gottlose Thorheit bei gegenwärtigem Glauben des hl. Evangelii auf alle Weiss wiederumb suchen aufzewärmen, sein Leben mit derlei Eitelkeiten, wie vil Gelehrte pflegen, zu verschleissen! In den Palästen und Lusthäusern in Gemälden vorzustellen, die Jugend darmit zu fretten“ (IV, 418).

Es ist die weltflüchtige Lebensanschauung Augustins, die hier aus H. spricht, dessen Stadt Gottes er neben Eusebius und dem Chronographen Panion er ausdrücklich als Quelle angibt (IV, 418).

Wir sind hier ausführlicher geworden, als es die Hieberschen Ausführungen an und für sich verdienen. Allein sie sind andererseits charakteristisch als Niederschlag der humanistischen Bildung, der Auffassung von der Antike, welche das Jesuiten-

gymnasium um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert bei einem Schüler erzielte, der sicher zu den strebsamsten und begabtesten seiner Klasse gezählt hatte. Hätte ein Mann wie Hieber je so verständnislos absprechend über griechische und römische Geschichtsschreibung urteilen können, wenn er als Gymnasiast auch nur einige Kapitel in Herodot oder Tacitus unter entsprechender Anleitung gelesen hätte?

Anders steht es mit Hiebers Leistungen auf dem Gebiet der deutschen Sprache. Sind auch sie nicht frei von überraschenden Beispielen eines höchst mangelhaften Standes der Wissenschaft im allgemeinen, so bekunden sie doch im grossen und ganzen eine für jene Zeit anerkennenswerte Sachkenntnis und nehmen wegen ihrer Originalität sowie vor allem wegen ihrer Stellung innerhalb der Gesamtentwicklung der deutschen Sprache in damaliger Zeit allgemeines Interesse in Anspruch.

Orientieren wir uns zunächst zum Verständnis der Bemühungen Hiebers kurz über Charakter und Ursprung der Fragen, um die es sich eben damals hinsichtlich der deutschen Sprache handelte.

In der Blütezeit der mittelalterlichen Litteratur hatte Süddeutschland entsprechend dem Ueberwiegen an oberdeutschen Litteratur-Schöpfungen eine gewisse Führerrolle in der deutschen Sprachentwicklung eingenommen, ohne dass jedoch eine Einigung in der Schriftsprache innerhalb der einzelnen deutschen Provinzen erzielt worden wäre. Als man seit dem 14. Jahrhundert anfang, das Deutsche auch als Urkundensprache zu benutzen, und als andererseits die Buchdruckerkunst erfunden worden war, begannen allmählich sowohl von seiten der fürstlichen Kanzleien wie der Städte, wo die meisten Druckereien sich befanden, gewisse Bestrebungen sich geltend zu machen, die provinziellen Unterschiede in der Schriftsprache auszugleichen, indem man sich dabei vor allem an die Sprache der kaiserlichen Kanzlei anlehnte. Im Anfang des 16. Jahrhunderts war dies zwischen Ober- und Mitteldeutschland sowohl auf dem Gebiet der Lautgesetze wie des Wortschatzes bis zu einem gewissen Grade erreicht, wenn auch noch immer grosse Verschiedenheiten vorhanden waren. Durch die Reformation kam ein Riss in die Entwicklung: sie wurde durch dieselbe einerseits mächtig gefördert, andererseits aber auch in hohem Masse gehemmt. Die von Luther in seinen Schriften und vor allem

in seiner Bibelübersetzung geschaffene Sprache, im allgemeinen den Bestand der bis dahin erreichten Ausgleichsentwicklung aufnehmend, dabei aber besonders im Wortschatz doch mehr oder weniger mitteldeutsch speciell sächsisch gefärbt, wurde bald Gemeinsprache fast aller Anhänger und Freunde seiner Lehre. So wurde die aus der Sprache Luthers sich weiter bildende deutsche Sprache die Schriftsprache, das „Hochdeutsche“, der Mehrheit des deutschen Volkes. Allein während auf diese Weise Niederdeutschland in weit höherem Masse in die Ausgleichungsbewegung hineinbezogen wurde, als dies vor der Zeit der Reformation der Fall gewesen war, entfernte sich das überwiegend katholisch gebliebene Oberdeutschland aus konfessionellem Gegensatz um so mehr von jenem „Hochdeutsch“, je mehr und je länger sich dasselbe aus der Sprache Luthers weiter entwickelte.¹⁾ Selbst die protestantische aber in oberdeutschem Sprachgebiet gelegene Schweiz schloss sich nur sehr allmählich und widerstrebend der Sprache Luthers an. Um so weniger war dies natürlich in den katholisch gebliebenen oberdeutschen Territorien der Fall. Der Bibelübersetzung Luthers stellte der Ingolstadter Professor Dr. Eck alsbald eine oberdeutsche Uebersetzung gegenüber und auch sonst griff man das „Meissner Deutsch“, wie man das von Luther angestrebte Gemeindeutsch in wenig zutreffender Weise nannte, in scharfen Worten an und warnte „vor den glatten Honigworten jener guldnen Zunge.“²⁾

Das Uebergewicht Frankreichs im 16. und 17. Jahrhundert und der 30jährige Krieg brachten dann jene oft gerügte Verunstaltung und Vernachlässigung der deutschen Sprache, indem man einerseits eine Masse unnötiger Fremdwörter aus den verschiedensten Sprachen in die Muttersprache aufnahm, andererseits als Schriftsprache neben dem Lateinischen das Französische wählte und als Umgangssprache für feinere Kreise allein das letztere als würdig befand. Zu dieser Ausländerei gesellte sich

¹⁾ Vgl. O. Brenner, Mundarten und Schriftsprachen in Bayern, 18. Bd. der bayerischen Bibliothek, Bamberg 1890, S. 62 f. und 66 ff. — ferner H. Paul, Grundriss der germanischen Philologie, Strassburg 1891, Bd. I, S. 540 ff., O. Weise, unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, Leipzig 1895, S. 19 ff. und P. Pietsch, Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache, Breslau 1883, S. 5 ff. und S. 94 ff.

²⁾ Vgl. Weise a. a. O. S. 26 f.

der Schwulst der zweiten schlesischen Dichterschule. Während in Mittel- und Norddeutschland bereits Opitz und die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts gegen diese Verirrungen ankämpfen, steht in Bayern diese Ausländerei, wie wir an dem Beispiel der Isarfreunde gesehen haben, um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert noch in schlimmster Blüte.

Gegen diese Verunstaltung der Muttersprache sowie gegen ihre Verachtung als Litteratur- und Umgangssprache setzen Hiebers Bemühungen ein. Der P. B. selbst soll den Beweis liefern, dass die deutsche Sprache auch zur Behandlung gelehrter Materien geeignet ist, und durch die eignen Abhandlungen will Hieber den Leser mit Geschichte, Wesen und Gebrauch seiner Muttersprache bekannt und vertraut machen, die charakterlose Ausländerei aber aus derselben verbannen. Da fragte es sich nun aber für H. — wie für jeden, der damals Mass- und Richtung gebend auf die bayrische Schriftsprache hätte einwirken wollen — sollte er sich der Sprache des protestantischen Deutschlands anschliessen oder eine Reinigung und Fortbildung der oberdeutschen Schriftsprache anstreben. Es unterliegt nach dem Urtheil Brenners keinem Zweifel, dass die damalige oberdeutsche Gemeinsprache, wurde sie mit Lust und Liebe fortgebildet, recht wohl allen Bedürfnissen einer Litteratursprache hätte genügen können.¹⁾ Allein das Meissner-Deutsch hatte damals vor dem Oberdeutschen bereits einen gewaltigen Vorsprung an Fortbildung wie Ausbreitung erreicht. Einerseits hatten sich in Mittel- und Norddeutschland seit einem Jahrhundert ganze Sprachgesellschaften wie einzelne Grammatiker mit der Erforschung und Förderung ihrer Muttersprache beschäftigt, andererseits hatte sich dort bereits eine stattliche poetische wie prosaische Litteratur in deutscher Sprache entwickelt. Den Werken der deutschen Grammatiker und Germanisten Schottelius, Morhoff und Bödiker, Junius und Eckhart, den Dichtungen eines Opitz, Ch. Weise, Brockes und Günther, den reichen Anregungen, welche die deutsche Litteratur durch Männer wie Comenius, Ratichius und Leibniz empfangen hatte, konnte Oberdeutschland vor allem Bayern und Oesterreich damals nichts Entsprechendes gegenüberstellen, war es doch überhaupt nur ein verschwindend kleiner Teil der damaligen deutschen

¹⁾ Vgl. O. Brenner a. a. O. S. 70.

Litteratur, der seiner Sprache nach der bayerisch-österreichischen Gemeinsprache angehörte. Unter diesen Umständen konnte sich die Frage, ob das sächsische Deutsch oder das Oberdeutsche die allgemeine Litteratursprache werden sollte, nicht mehr danach entscheiden, welche von beiden für diese Würde mehr geeignet und befähigt gewesen wäre; das war eine Machtfrage geworden, die im Jahre 1723 bereits zu Ungunsten Oberdeutschlands entschieden war. Darüber sind wir Nachgeborenen uns klar: der im Gegensatz der Zeiten, im Widerstreit der konfessionellen und provinziellen Gegensätze stehende, der mit der protestantischen Litteratur nur wenig vertraute oberdeutsche Katholik konnte damals noch anders denken — Hieber und Kandler entschieden sich zunächst für das Oberdeutsche: sollte das kraftvolle Bayerndeutsch, welches in den Tagen der Reformation der bayerische Geschichtsschreiber Aventin und der Chiemseer Bischof Berthold, der Verfasser der „Tewtsche(n) Theology“ (1528), geschrieben hatten, nicht ebensoviel Anspruch auf Erhaltung und Fortbildungsfähigkeit besitzen als das Meissner Deutsch, als die Sprache des grossen Ketzers?¹⁾

Hieber beginnt seine Ausführungen über die deutsche Sprache im Jahre 1723 mit einer Abhandlung über Wesen und Ursprung der Sprachen überhaupt und einer Geschichte der deutschen Sprache im besonderen (II, 6 ff.). An benutzten Quellen weist er sehr häufig auf ältere, vor allem antike Autoren hin, während er die einschlägige neuere Litteratur mit keinem Worte erwähnt. Sicher hat er diese nicht beherrscht; dagegen spricht schon eine Reihe von Behauptungen, von denen wir annehmen müssen, dass H. sie nicht aufgestellt haben würde, wenn er mit dieser Litteratur wirklich vertraut gewesen wäre. Andererseits aber zeigen doch nicht wenige einzelne Stellen und Gedankengänge, dass ihm die neuere Litteratur, besonders Opitz und Moscherosch, wohl auch Harsdörfer, Schottelius und Bödiker nicht ganz unbekannt geblieben sind.²⁾ Sie zu erwähnen, verbot ihm offenbar sein konfessioneller und partikularistischer Standpunkt. Hieber wie Kandler gingen in dieser

¹⁾ Vgl. O. Weise a. a. O. S. 27 und O. Brenner a. a. O. S. 68.

²⁾ Ob Hieber mit fraglicher Litteratur vielleicht auch durch die Lektüre wissenschaftlicher Zeitschriften bekannt wurde, vermag der Verfasser, fern von einer grösseren Bibliothek, nicht zu untersuchen. H. hat sowohl die lateinischen wie die deutschen *Acta Eruditorum* gekannt.

spröden Zurückhaltung gegenüber der protestantischen Litteratur, wie wir sehen werden, soweit, dass sie Citate aus norddeutschen Autoren stets in ihr Bayernd Deutsch umgossen und Hieber poetischen Stoff, den er protestantischen Dichtern entlehnte, völlig umdichtete. Peinlich hat er sich an seine Quellen nirgends gehalten; er wahrt sich überall sein eigenes Urteil. So tragen die Ausführungen Hiebers durchaus den Stempel der Originalität an sich; wir werden, je selbständiger die Arbeit ist, um so dankbarer Richtiges zu würdigen, um so nachsichtiger Irrtümer zu beurteilen wissen.

Nach der Ansicht Hiebers gibt es keine natürliche Sprache, so dem Menschen von Natur angeboren wäre (II, 7). Wenn dies der Fall wäre, müssten die Sprachen in aller Welt uniform sein. Auch hat sich gezeigt, dass unmündige Kinder, welche von Stummen oder in Wäldern abgesondert von aller menschlichen Gemeinschaft auferzogen wurden, niemals ein artikuliertes oder deutliches Wort vernehmen liessen¹⁾ (8). So ist die Sprache vielmehr „eine von Gott dem Menschen verliehene Gnad, mitgeteilet in Ansehung des Commercii oder Gemeinschaft, so er forderist mit seinem Nebenmenschen und wohl auch mit Gott und seinen h. Engeln sollte und wurde pflegen müssen“ (7). Diese von Gott geschenkte Sprache bildet die Ursprache des ganzen Menschengeschlechts; sie allein ist nicht in die allgemeine Sprachverwirrung hineinbezogen worden, wie sie beim Turmbau zu Babel erfolgte: „entweder weil selbe in dem göttlichen Vorhaben des Thurn Babels nicht eingeflochten oder, weil Gott dieselbe aus purem Ansehen und Respekt seines aus diesem Geschlecht dermal einstens herstammenden Sohns privilegierte“²⁾. Durch diese Verwirrung entstanden zunächst 70 Sprachen und aus diesen wieder durch Heirat, Gewerbschaft, Durchzüge oder Niederlassung ohnzählbar andere (9). Von allen diesen in der Urzeit entstandenen Sprachen hat sich mit Aus-

¹⁾ Wie dies der ägyptische König Psammetich, der grosse Mogol Melabdin Echebakh und die polnische Königin Matia da Gonzaga gethan haben, „um solche natürliche Sprach zu erfahren“ (II, 8).

²⁾ „gleich uns solches die h. h. Väter lehren, benanntlichen der heil. Augustin, Origines, Hieronymus, Tostatus, Cajetanus, Oleaster, Genebrardus, Abulensis etc. (II, 9). An sonstigen Schriftstellern citiert H. des öfteren Aristoteles, Horatius, Cicero, Ausonius, Trithenius, Eginard, Scaliger, Cluverio, Spangenberg.

nahme des Hebräischen, wie es die Bibel bietet, keine in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten (2 ff.). Auch von der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache gilt dies (14 ff.). Hinsichtlich unserer Muttersprache nimmt man (Schottelius ?)¹⁾ an, dass unser nordischer Weltstrich nach der allgemeinen Völkerzerstreuung bei dem Turmbau zu Babel von den Nachkommen des von Japhet abstammenden Ascenez besiedelt wurde. Demgemäss soll das Fürstentum Anhalt, das alte Ascanierland, der erste Hauptsitz dieses unseres deutschen Stammvaters Ascenez sein²⁾. Die Sprache, welche derselbe von Babel mit hierher brachte, hat sich vor allen andern Haupt- und Muttersprachen am längsten, — bis zu den Zeiten Cäsars und Ariovists — in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten.³⁾

Nach dieser Einleitung gibt Hieber einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Sprache (17 ff.), der im grossen und ganzen als zutreffend bezeichnet werden kann. Während des 500jährigen Zusammenlebens mit den Römern (in den deutschen Grenzländern) hat sich in unsere Muttersprache zwar manches lateinische oder Provinzialwort eingeschlichen, im allgemeinen aber hat sie selbst in dieser

¹⁾ Schon bei Schottelius finden wir diese Erklärung in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache“, Braunschweig 1653, S. 35.

²⁾ Nach A. Thomas, ethymologisches Wörterbuch geographischer Namen, Breslau 1886, aus der ahd. Pröp. ana=an und dem ahd. halten=halten gebildet, bedeutet es soviel als praesidium oder subsidium (Stützpunkt).

³⁾ Wir sehen an unwissenschaftlichen Ethymologien und Combinationen berührt sich Hieber mit den eben erwähnten deutschen Sprachgesellschaften und einzelnen Germanisten des 17. Jahrhunderts, die wie Hieber oft zu den wunderlichsten Ergebnissen gelangt sind. So geht Hieber mit seiner obigen Behauptung zum mindesten nicht mehr in die Irre als Philipp von Zesen, der in der deutschen Sprache die Ursprache erblickte, die der Sprache des Paradieses am meisten ähnlich geblieben sei, während er alle anderen Sprachen als Entartungen derselben betrachtete (vgl. Werner Hahn, Geschichte der poetischen Litteratur der Deutschen¹¹, Berlin 1888, S. 113). Etwas näher als mit Zesen berührt sich Hieber mit Harsdörfer, der ebenfalls die Germanen als Nachkommen des Askenas betrachtend von ihrer Sprache behauptet, dass sie „die alte hebräische sei, rein oder vermisch“. Das Deutsche dürfe demgemäss nicht als ein Gemisch aus Griechisch und Latein betrachtet werden, vielmehr werden diese Sprachen von deutschen Bestandteilen durchsetzt. (vgl. Th. Bischoff, Georg Philipp Harsdörfer, ein Zeitbild aus dem 17. Jahrhundert, S. 69.)

schwierigen Zeit ihre ursprüngliche Reinheit behauptet (19). Des weiteren wird von Hieber die Bedeutung der Strassburger Eide, die in beiden Sprachen mitgeteilt werden, für den Scheidungsprozess der französischen von der deutschen Sprache entsprechend gewürdigt (20 f.); ebenso die fürsorgliche Pflege, welche sich die deutsche Sprache durch Karl d. Gr. zu erfreuen hatte; ferner die Förderung der allgemeinen Anwendung, welche die deutsche Sprache erfahren hat durch den Uebergang von der lateinischen zur deutschen Kanzleisprache seit den Zeiten des Kaisers Rudolf I., dessen Beispiel bald alle übrigen Kanzleien folgten;¹⁾ des weiteren die von hier ausgegangenen Bestrebungen, „eine genaue und bindliche (die provinziellen Unterschiede zurückdrängende) Red und Schreibart“ zu erzielen, wobei „die Reglen und Grundsätze“ derselben „auf richtig- und festen Fuss gesetzt worden“, so dass man in der Folgezeit „das beste und schönste Teutsche jederzeit in denen vornehmen Canzleien der Fürsten und Potentaten zu suchen pflegte“ (26). Auch die Verdienste, welche sich einzelne Gesellschaften des 17. Jahrhunderts wie der „Palmen-Orden“ und die sogenannte „fruchtbringende Gesellschaft“ um die Vervollkommnung der deutschen Sprache erworben haben, vergisst Hieber nicht gebührend hervorzuheben. Haben sie auch „ihre Wort und Red-Arten allzusehr aussgekünstlet und bezwungen | so kan man doch nit laugnen | dass sie nit eine vngemeine Mänge der allerzierlichsten teutschen Schriften herausgegeben“ (27). Diese Vereine führen Hieber auf das letzte Moment, in dem er mit Opitz eine kräftige Förderung seiner Muttersprache erblickt, auf die „wieder in die Höhe gehöbte teutsche Poesie“, die jedoch — wie er in anderem Zusammenhang darlegt — seit den Zeiten der Reformation nur in den protestantischen Gebieten gepflegt worden sei.

¹⁾ Kaiser Rudolf hat „gleich anfangs seiner Regierung an. 1273 um Excolirung der teutschen Sprach einen eignen Reichs-Tag nach Nürnberg verschreiben lassen, allwo von Reichs-wegen beschlossen worden, dass fürdershin alle Gesätze, Verordnungen, Privilegia, Diplomata, Uebergebungen, Schankungen, Bedingnussen, Quittungen, ja wasserlei Contracten und Briefschaften nur allein in teutscher Sprach sollten verfasset werden.“ Kaiser Maximilian I. hat diesen Beschluss auf dem Reichstag zu Köln 1512 bestätigt (II, 25 f.).

Den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit, Zierde, Mannhaftigkeit und Reinigkeit hat die deutsche Sprache nach der Ansicht Hiebers um die Mitte des 17. Jahrhunderts erreicht (II, 193 ff.), wie denn „nichts schöner in teutscher Sprach wird zu finden sein, als was unter der glorwürdigen Regierung Maximilians I. in dero Canzleien verfasst worden“. In jetzt laufendem 18. Sæculo aber „„begunnet dise vnsre Teutsche Helden-Sprach mehr ab- als aufzunehmen | wie denn deren | die eine rechtschaffne | körnige | mannhafte | zierlich- vnd zugleich reine | Teutsche Schrift zu verfassen wissen | der Zeit gewisslich bald gezählet seyn““ (194).

Die „„Unformben““, welche sich einschleichen wollen, erblickt Hieber zum ersten in den „eingeschalteten ausländischen Flick-Wörtern“, durch welche die Sprache „gleich einem alten Bettler-Mantel wird zusammengestucket“¹⁾. Wohl trägt die deutsche Sprache „verschiedene hebräische, griechisch- und lateinische Wörter in ihrem Busen.“²⁾ Allein diese haben durch ihr Altertum und durch allgemeinen Gebrauch sich naturalisiert und Bürgerrecht erlangt, so dass „selbe wohl unter dem erträglichen Teutschen gelitten werden“ dürfen (198).

¹⁾ Hieber karikiert diese Unsitte durch Proben solcher „allamodisch gestellten Sendbriefe“, so zu B. „„Monsieur mon tres honore frere,

Hochgeehrter Patron!

Seine hohe Meriten | dardurch er mich à l'extreme ihm verobligieret | causieren mich | demselben mit diesen Zeilen zu servieren. Meine Devoir hätte schon längstens mir Adresse gegeben | solches zu effectuieren | aber auss Manguement einiger Occasion habe ich biss dato mein Officium, re ipsa nit praestieren können | lebe gleichwohl der Hoffnung | seine hoch aestimierte Humanitet werde diese meine commitierte Faute zu perdonieren wissen. Die weitlautende Messagiers fallieren zuweilen; ein renommierter Cavalier aber muss seine Promesses realisieren. Meinen jetzigen Estat concernirende, so ist derselbe | rebus sic stantibus, entre deux, muss derothalben der Balance dess verkehrenden Glücks mich submittieren; mit zweifflende L'Esperance werde mir unterdessen auch favorisieren | vnd zu rechter Zeit secundieren. Jetzige Novellen concernierend, so passieret nichts weiters Memorables, als dass sich immerhin verificieren das alte Sprüchwort: Altri tempi, altre cure, wie auch jenes: Molto di rumore und poco di lana. Del Resto bitte mich in derselben guten Souvenance vnd grace favorabiliter zu conservieren; auch sich in Particularien zu assecurieren | dass ich ersterbe Sein Monsieur, Fidel Diener | Serviteur, Knecht | Valet vnd Slave à jamais.““ (II, 196 f.)

²⁾ Apollo hat deren 2170 aus der hebräischen Sprache, 265 aus der griechischen und 163 aus der lateinischen aufgezeichnet.

Als zweite Unform wird „die gezwungen Red- oder Schreib Art“ behandelt (II, 199 ff.), wie dies vielfach geschieht, indem man Vocale verstümmelt, „die der Sprach eine Leicht- und Lieblichkeit geben“. So schreibt man „di, si“ statt „die, sie“ oder „wügen, flügen“ statt „wiegen, fliegen“, oder man verändert willkürlich Consonanten, so „wann unsre lüsterne Neulinge setzen „Smerz, lachchen, Maght, setsen“ statt „Schmerz, lachen, Magd, setzen.“ — Ferner wird die Ableitung aktiver Zeitwörter von Substantiven getadelt wie klüglen von Klugheit, äuglen von Aug, oder bandlen von Band, „welches eben herauskommet, als wann man aus der Schuhe-Schnallen eine Hutschnur wollte herauswinden“ (201). Unter diese Gruppe von Unformen wird auch die Verdeutschung schon völlig eingebürgerter Fremdwörter gerechnet wie „Arznei-Koch“ für Apotheker oder „Tag-Latern“ für Fenster (202 f.).¹⁾

Als dritte Unform erklärt Hieber das Bestreben „„Seine Land-läuffige Mutter-Sprach in das Hochteutsche eintringen““ zu wollen (II, 203 ff.). In Deutschland finden wir in „Accent und Aussprechung einerlei Wortes“ merkliche Verschiedenheiten unter den einzelnen Provinzen. „Die Herren Schwaben tragen sonders Behagen an dem A; die Ober- und Nieder-Mayn- und Rhein-Strömer an dem Y und J; die Herren Bayrn und Tyroler an dem O; die Herren Schweizer an dem V (204) und die Harz- und Schwarzwälder an dem U (387). Neben dieser Bevorzugung einzelner Laute hat jeder Stamm noch eine Reihe von lediglich bei ihm „landläufigen Worten“ (204). Wollte nun jeder „sein Dialektum oder landliche (sic) Red-Art in das Hochteutsche eindringen, welch eine Babylonische Verwirrung wurde (sic) in unser Teutscher Mutter-Zungen entstehen!“

An dieser Unform hat „„es dem Luthero | dem Lehr- und Sprach-Meister der Protestanten | niemand bevor gethan als welcher in seiner Teutschen Affter-Bibl | wie leichtlich ab- zumercken keine andere Absicht gehabt | als seiner Obersächsischen Teutschen Sprach die universal Monarchi in dem Hoch- Teutschen einzuraumen | wie dann ihme seine Lands-Leut in

¹⁾ Uebertriebene Reinigungsversuche, wie sie manche Mitglieder der deutschen Sprachgesellschaften angestrebt hatten, so Philipp von Zesen, der „Liebinne“ für Venus, „Bluminne“ für Flora, „Tagleuchter“ für Fenster vorgeschlagen hatte, werden von Hieber glücklich vermieden. (vgl. Werner Hahn a. a. O. S. 115 f.)

solcher Meynung noch heut zu Tag nachahmen | ja was unverträglich wohl gar auch ein vnd andere auss vns Catholischen wann sie ein dergleichen Protestantisches Luft-Wort erschchnappen | sich | weiss nit | wie breit zu machen suchen“ (205).

Worin besteht nun aber die von Hieber so oft erwähnte „hochteutsche Sprach“, deren Notwendigkeit als eine allen Deutschen gemeinsame Schriftsprache auch er anerkennt und nachdrücklich betont. Was teilweise bereits Luther hervorgehoben und Bödiker zuerst mit wissenschaftlicher Klarheit ausgesprochen (1690) hat¹⁾, das fordert auch Hieber klar und bestimmt. Nicht die Sprache eines einzelnen deutschen Stammes darf auf Kosten der übrigen die Grundlage einer solchen bilden. Wie es einst in Griechenland mehrfache Dialekte gab, die Gelehrten aber sich keines derselben sondern eines gewissen „Dialectus communis oder allgemeinen Red-Art bedienten“, „so zwar in keinem Ort in ganz Griechenland geredet, doch aber von denen Gelehrten durchaus beliebt worden“ (207), so ist auch unsere hochteutsche Sprach „an keinem Ort in ganz Teutschland, wohl aber bei denen Gelehrten und ihrer Sprach Geflissenen allein zusehen (sic) und zu finden“ (208); nicht aus der „Mund-Art eines einigen Volkes oder Nation der Teutschen sondern aus allen durch Fleiss der Gelehrten ist sie erwachsen und in ganz Teutschland in Schreiben der Gelehrten, wie auch im Reden vornehmer Leute üblich“ (II, 297).

Fragen wir uns aber, welcher der vorhandenen Dialekte dieser hochdeutschen Sprache am nächsten komme und so am leichtesten die Grundlage für eine solche abgeben könnte, so sehen wir zwar, dass bei der analogen Entwicklung in Spanien diese Grundlage die Sprache um und in Madrid gebildet hat, in Frankreich „die Parisische“, in Italien „die Römische“, in England „die Londische“, in Polen „die Crakauische“ und in Schweden „die Stockholmsche“. „Was aber vor eine Völkerschaft in unsrem Teutschland dem wahren Hochteutschen am nächsten komme, welche aus unseren verschiednen Teutschen-Red-Arten die beste sei“, darüber hat Apollo eine bestimmte Erklärung abzugeben²⁾ Bedenken getragen.

¹⁾ Vgl. H. Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, 2. Bd., Leipzig 1875, S. 38 ff. und S. 349 ff. sowie Pietsch a. a. O. S. 96.

²⁾ Apollo sprach hier: „Grammatici certant et adhuc sub iudice lis est.“ (208.)

Zwölf Jahre später ergriff der Biograph Hiebers, sein Vereinsgenosse Kandler, nochmals das Wort zu dieser Frage (V, 30, S. 67 ff.). Er sah sich dazu veranlasst durch die abfällige Kritik, welche ein Lüneburger Conrektor in Gottscheds „Beyträgen zur Critischen Historie“ über die Auffassung Hiebers von einem nachteiligen Einfluss Luthers auf die deutsche Sprache gefällt hatte.¹⁾ Zur Entgegnung mochte sich Kandler um so mehr gezwungen fühlen, als die Herausgeber der Beiträge (Gottsched) noch die beleidigende Bemerkung hinzugefügt hatten, „dass wo irgend einer diese Sache zu untersuchen unfähig ist, gewiss ein Mönch, und am allerwenigsten ein bayerischer Mönch wegen der schlechten Mundart, das wenigste Geschick dazu besitze“.

Den Bemühungen der Protestanten um die deutsche Sprache zollt Kandler rühmende Anerkennung, insbesondere den deutschen Sprachgesellschaften, deren er elf aufzählt (70); glaubt aber, dass es auch ihnen nicht gelingen werde, eine einheitliche Sprache zu schaffen. Einmal seien in diesen Gesellschaften

¹⁾ Vgl. Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache etc., 4. Bd., 13. Stück, S. 79 ff. und Anmerkung S. 75 f., Leipzig 1735. — Der Artikelschreiber führt aus: man könne sich nicht genug wundern „über den frechen Unverstand eines blindeifernden Mönches im Bayrischen“, der sich im Parnasso Boico nicht entblödet zu behaupten, „dass niemals ein ärgerer Sprach-Verderber in Deutschland aufgestanden sey, als eben D. Luther.“ Da sich dieser Satz, wie wir wissen, dem Wortlaut nach bei Hieber nicht findet, ausserdem die Herausgeber der Beiträge in der Anmerkung S. 75 mitteilen, dass sie fragliche Ausführungen Hiebers nicht aus dem Original kennen, „weil dasselbe in unseren Gegenden noch nicht zu bekommen ist“, sondern aus Schellhorns „Beiträgen“ Th. VII, p. 445 entliehen haben, fordert Kandler „die Herren Verfasser der Beyträge zur Critischen Historie der teutschen Sprach“ auf, genau anzugeben, wo im P. B. jenes Wort zu finden sei, das sie „so hoch empfinden und ausführlich zu widerlegen vermeinen“. Sei ihnen dies aber nicht möglich, so „möge sie selbst erachten, ob ihnen nicht mit besserem Fleg (sic) der freche Unverstand eines blind-eyfrenden Menschen könne beygelegt werden: Wie auch | ob es nicht eben ein so grosser Unverstand als Unbesonnenheit seye wider etwas schreiben | so man noch nicht gesehen, minder gelesen hat, etc.“ (V, 30, S. 76).

Uebrigens erfahren die Abhandlungen H. über die deutsche Sprache bereits im folgenden Stück der Beiträge eine billigere Beurteilung, nachdem den Herausgebern sich Gelegenheit geboten hat, das Werk, das „sogar in den Gegenden, wo es an das Licht getreten, sehr unbekannt und schwer aufzutreiben ist“ (?) selbst einzusehen. Der Recensent gibt im 4. Bd., 14. Stck., S. 265–292 einen ausführlichen Auszug.

die einzelnen Stämme zu einseitig vertreten, so dass, wie in der so vielfach als Muster angenommenen Sprache Luthers, zu viel Provinzielles aus einem Stamme aufgenommen werde, andererseits fehle diesen Vereinen das Gewicht der staatlichen Autorität, um eine allgemein giltige hochdeutsche Sprache zu schaffen. Mehr Aussicht auf Erfolg biete eine allgemeine unter den Auspicien des Reichsoberhauptes geschaffene Gesellschaft. Wie die französische Sprache durch die auf Königliches Geheiss eingesetzte Akademie glücklich verbessert wurde, so würden auch in Deutschland „die gründlich ausgesonnene Sätz und Entschliessungen“ einer solchen allgemeinen durch Kaiserliche Autorität errichteten Gesellschaft Gehör finden.

Wohl findet man in der „„Ober-Sächsischen-Provinzialzung eine sonderbare Lieblich- und Zärtlichkeit | wesswegen sie zu allerhand artigen Stucken | als Gedicht | Roman, Scherz-Schriefften, etc. sonders bequem ist; gleichwie aber der süsseste Wein nicht darum der beste und vortrefflichste, also ist auch die Lieblichkeit eben kein eignes Merckmahl und Kennzeichen der wahren teutschen Sprach | als welche jederzeit für eine Helden-Sprach für eine ernsthaffte Sprach vielmehr des donnernden Gottes gegen den Adam, als der schmeichlenden Schlangen gegen der Eva gehalten worden: dass solchem nach biss auf höhere Entscheidung ein Patriot von seiner angebohrnen Mund-Art nicht so leichtsinnig abweichen, und seine Zung und Feder ohne Noth in fremdes Geschirr zwingen solle““ (76).

Während Kandler die Konsequenzen seines Standpunktes folgerichtig ziehend klar und bestimmt dazu auffordert, bei der „angeborenen Mundart“ zu verharren, klafft bei Hieber zwischen Theorie und Praxis ein offenkundiger sonderbarer Widerspruch. Unermüdlich einem Hochdeutschen das Wort redend, das sich an keine der bestehenden Mundarten einseitig anschliesst, schreibt er selbst ein unverfälschtes bayerisches Oberdeutsch. Sollte der Leser der deutschen Acta Eruditorum¹⁾ mit der deutschen Litteratur so wenig vertraut gewesen sein, dass er das Bayerndeutsch damaliger Zeit für den dialectus communis des gebildeten wissenschaftlichen Deutschlands hätte

¹⁾ Eine seit 1712 zu Leipzig erscheinende Zeitschrift, die „den gegenwärtigen Zustand der Litteratur in Europa“ behandelnd, nach dem Urtheile Prutz' „eines der beliebtesten Journale unter den eigentlichen Gelehrten“ bildete. (Vgl. R. E. Prutz a. a. O. S. 351.)

halten können? gewiss nicht!, oder aber wollte Hieber den Streit über die beste deutsche Mundart stillschweigend aber zielbewusst zu gunsten Bayerns entscheiden, in dessen fürstlicher Kanzlei nach seiner Ansicht zur Zeit Maximilians I. das beste Deutsch aller Zeiten geschrieben worden ist? Es wäre ein Verfahren gewesen, das demjenigen entsprochen hätte, das zwei Jahrzehnte später (1748) Gottsched in seiner deutschen Sprachkunst einschlug indem er „eine Sprachkunst“ als „eine gegründete Anweisung“ erklärte, „wie man die Sprache eines Volkes, nach der besten Mundart desselben, und nach der Einstimmung der besten Schriftsteller, richtig und zierlich, sowohl reden als schreiben solle“¹⁾, dabei aber die Sprache, die er selbst schrieb, die in Meissen, d. h. — wie H. Rückert sagt — in Leipzig oder vielmehr in der Residenz Gottscheds, im Breitkopfischen Hause, gesprochen wurde, diktatorisch für die beste Schriftsprache und die reinste Mundart erklärte²⁾ — nur dass ein Gottsched, der in dem Geburtslande der neuhochdeutschen Schriftsprache lebte, auf den Schultern Luthers und Opitz' fusste, zu solchem Vorgehen immerhin mehr Recht hatte als ein bayerischer Mönch, der die Folgen hundertjähriger geistiger Stagnation nicht einfach aus der Geschichte seiner Heimatsprache wegwischen konnte.

Kehren wir zu Hiebers Bemühungen um Reinigung und Auszierung der Muttersprache zurück! Nachdem er nochmals nachdrücklich betont hat, dass dem Hochdeutschen weder die einzelnen Mundarten der Niederdeutschen noch die der Oberdeutschen entsprechen, deren er auf der einen Seite 17 auf der anderen 19 aufzählt³⁾ (296), zeigt er, worin die „Zierlichkeit und Mannhaftigkeit“ dieser hochdeutschen Sprache bestehe (297 ff.). Um die erstere zu erreichen, muss man sich vor allem „die eigentliche Bedeutung der Wörter“ klar machen. Zu unserer freudigen Ueberraschung erblickt Hieber in dem „Büchlein (des Akatholiken Comenius) Orbis pictus, die gemahle (sic) Welt ge-

¹⁾ Vgl. Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst von Johann Christoph Gottscheden, Leipzig 1748, S. 1.

²⁾ Vgl. Rückert a. a. O. II, S. 376.

³⁾ Die Einteilung des „witzigen Sciopius (Schoppe) in das „Meissische Rheinische, Schwäbische, Schweizerische, Sächsische und Bayrische“ weist Hieber zurück.

nannt, „wo die Bedeutnussen aller Worten mit Bildlein vorge-mahlen“¹⁾, das beste Mittel, jenes Ziel zu erreichen. Des weiteren gehört zu einer zierlichen Sprache die „selectus verborum, die Auserlesenheit der Worten“. Es ist zierlicher zu sagen Ge-sippschaft als Bluts-Freundschaft, abschildern statt abzeichnen, abgünstig sein statt hassen, beipflichten statt Beifall geben etc. Doch gilt es hier Mass halten. Einen dritten Grundstein zur Zierlichkeit bildet die „Copia Verborum, der Vorrat an eigen-thumblich- vnd ausserlessnen Worten und Benennungen“ (300). Mit der Zierlichkeit muss die Mannhaftigkeit Hand in Hand gehen. Sie zeigt sich in dem vollen Klang der deutschen Sprache, in ihrer Eigenschaft, mit wenigen Worten viel zu be-sagen, zählt sie doch „2170 Wörter in ihrem Munde, die nur ein einzige Sylben haben“; sie zeigt sich ferner in einem einfachen, von ausgekünstelten Redewendungen nicht überladenen „ver-ständlichen und wohl geschlossenen“, nicht heuschreckenartig hin- und herspringenden Vortrag sowie endlich in der Klar-heit, Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks, der den Stempel der Wahrhaftigkeit an der Stirne trägt (302 ff.).

Sollte die in obigen Ausführungen den Lesern gebotene Anregung nicht bloss Anregung bleiben, sondern in Schule und Haus, in der Studierstube des Gelehrten und dem Bureau des Beamten Bethätigung erfahren — und darauf waren die Bemühungen Hiebers ausgesprochenermassen gerichtet — so musste er seine Leser auch mit Rechtschreibung und Grammatik vertraut machen und auch das Wesen der Poesie musste dargelegt werden, nachdem Hieber gerade in ihrer Pflege ein Hauptförderungsmittel der deutschen Sprache erblickte. Auch vor dieser Aufgabe schreckte er nicht zurück.

Für die Orthographie (II, 385 ff.) stellt Hieber mit dem römischen Sprachmeister Quintilian als obersten Grundsatz die Regel auf, dass jedes Wort so geschrieben werde, wie man es ausspricht;²⁾ leider wird diese Forderung durch den Zusatz:

¹⁾ Wie zur Entschuldigung fährt H. fort: „wann solches nit mit lebendiger Stimm durch einen geschickten Lehr- oder Sprach-Meister ersetzt wird, dergleichen aber bei uns wenig werden zu finden sein.“ — Den Namen Comenius erwähnt Hieber nicht.

²⁾ auf dialektische Verschiedenheiten darf natürlich auch hier kei-nerlei Rücksicht genommen werden; die Worte müssen vielmehr so geschrie-ben werden, wie sie von „denen Gelehrten und der Sprach-Verständigen mit Ablegung eines jeden Lands- und Mund-Arts ausgesprochen werden“ (387).

soweit die Gewohnheit nicht entgegensteht, wieder eingeschränkt und der Willkür aufs neue Thür und Thor geöffnet. Die Etymologie (390 ff.) oder „Erforschung der Stammwörter“ ist für die Erkenntnis der eigentlichen Bedeutung der Wörter sowie für die Rechtschreibung nötig, um so mehr als unsere deutsche Sprache an Stammwörtern die allerreichste ist.¹⁾ Die eigentliche Grammatik²⁾ handelt vom Geschlecht-Wort, Nennwort, persönlichen Vor-Wort, Zeit-Wort, Participium „oder Nenn- und Zeit-Wort“, dem Vorsetzungs-Wörtl (Präposition), Beiwort (Adverb), Schalt-Wörtl (Interjektion) und den Knüpf-Wörtlen (Conjunktionen), ferner von der Ableitung und Zusammenfügung der Wörter sowie von der „kunstmässigen Zusammensetzung einer Rede“, der Syntax.

Die grammatikalischen Ausführungen sind kurz gefasst. Sie bilden mehr eine allgemeine Charakterisierung des angeschlagenen Themas unter vergleichender Bezugnahme auf das Lateinische, gelegentlich auch auf das Hebräische und Französische als ins einzelne gehende Regeln. Vollständigkeit der letzteren ist in keiner Weise angestrebt. An Paradigmen bietet nur das Geschlechts- und Nennwort je drei Beispiele; eben sowenig wird eine Klassifizierung der Nenn- und Zeitwörter nach ihrer verschiedenen Deklination und Conjugation versucht. Hieber will keine vollständige Grammatik sondern nur den Entwurf „zu einer solchen bieten“, im übrigen aber den Leser „auf eine ordentliche Grammatik verweisen“ (401), macht aber bezeichnender Weise diesem eine solche nicht namhaft. Aus der Feder eines katholischen Autors gab es damals kein entsprechendes Werk und unter den protestantischen Grammatikern war niemand, der seinen Standpunkt vertreten hätte — selbst wenn Hieber sich dazu hätte entschliessen können, auch hierfür ein ketzerisches Buch seinen Lesern zu empfehlen.

Ausführlicher sind die fünf Berichte über die deutsche Poeterei.³⁾ Das Wesen der Poesie wird bezeichnet als die Kunst „eine Sach auf eine belustigende und anmutige Weiss mit Klang und Gesang lebhaftig vorstellig zemachen“ (III, 20). Der Dichter will auf diese Weise dem Verstand „eine Erkennt-

¹⁾ Die lateinische Sprache hat deren 163, die griechische 265, die deutsche aber „ein und anders tausend“ (407).

²⁾ II, 393—409 und II, 480—492.

³⁾ Vgl. III, S. 17—36; 83—100; 164—179; 244—258 und 404—420.

nuss gewisser Wahrheit und dem Willen eine Liebe zu der Tugend entweder von neuem beibringen oder wenigstens auffrischen“ (33). Die Mittel, dies zu erreichen sowie die Eigenschaften eines echten Poeten werden eingehend besprochen. Hinsichtlich des Reimes wird hervorgehoben, dass unsere deutsche Poeterei nicht von den Griechen oder Lateinern abstammen könne, welche den Reim ausdrücklich verwerfen, sondern von den Hebräern ihren Ursprung herziehen müsse (30). Auf die Singbarkeit des Liedes wird besonderes Gewicht gelegt (32 ff.). Nachdrücklich wird betont, dass sich die Dichtkunst nicht lernen lasse, sondern zu einem Poeten eine besondere Gabe von Natur erheischt werde, „der Poet hats von der Mutter, der Redner aus der Schul“ (87). Cicero vermochte bei aller Gelehrsamkeit und Beredsamkeit kein Dichter zu werden (86). Andererseits wird aber auch die Pflicht des von der Natur mit der Gabe der Poesie Ausgestatteten betont, diese Gabe sorgfältig auszubilden; notwendig sind: Vertiefung in die Gesetze und das Wesen der Poesie, fleissige Lektüre der griechischen, lateinischen und deutschen Poeten, eifriges Studium der Wissenschaften, insbesondere der deutschen Sprache; denn zum ersten: „wie aus der grossen Welt-See die Flüsse und Brunn-Quellen ihren Ursprung hernehmen, also sind von dem Poeten Homero alle Teil der Wohlfredenheit¹⁾ hergeflossen“ (94); zum andern: „die Poeterei gehet gewisslich vilen Schulen vor, um weilen sie die Künsten und Wissenschaften alle in sich begreift“ (95); und endlich: „die Lesung der deutschen Poeten ist um so notwendiger als weniger wir die Idiotismos oder Mund-Arten der Teutschen Sprach von andren als disen erlernen können“ (93), und nur der Poet, welcher „in seiner Sprach Meister ist, jede Sach mit ihren natürlichen Farben beschreiben kann“ (95).

Zu den einzelnen Gattungen der Poesie übergehend, unterscheidet Hieber zwischen dem heroischen Liede, der Komödie, der Tragödie und der Dithyrambe. Bei Besprechung der Komödie schildert Hieber den erzieherischen Einfluss, welchen diese Dichtungsgattung ursprünglich bei den Römern hatte, wie sie aber später ins Gegenteil umschlug. Trotzdem kann sie noch heute für Spieler und Zuschauer nützlich wirken. Im Geist der Jesuitenpädagogik weist Hieber darauf hin, dass bei

¹⁾ Der Ausdruck findet sich bereits bei Harsdörfer (vgl. Th. Bischoff a. a. O. S. 80).

den Spielenden dies besonders dann der Fall ist, wenn dieselben Schüler seien: Sie können durch solche Aufführungen ihr Gedächtnis stärken, Aussprache und Mässigung der Stimme erlernen, sich Höflichkeit in den Gebärden angewöhnen, den Verstand üben und eine gewisse Unerschrockenheit sich aneignen, eine öffentliche Rede abzulegen, den Zuschauer aber können Liebe zur Tugend, Hass zum (sic) Laster unter einer angenehmen Vorstellung eingeflösst werden (175). Scharf geht Hieber mit dem berüchtigten Hanswurst, den Charletans und Harlequins jener Zeit zu Gericht. Zwölf Jahre bevor Gottsched, der berühmte Banner des Hanswurstenumwesens auf der deutschen Bühne, diesen zu Leipzig (1737) auf öffentlicher Bühne verbrannte, rügte der bayerische Mönch Hieber, dass derlei unglückseliges Gesind nicht nur mit den gröbsten Zoten und Possen sondern auch mit allerhand unzüchtigen Gebärden und Vorstellungen die Jugend beschmutze. Deshalb mögen sich die Eltern vorsehen, dass sie nicht „ihre Kinder in Zulassung zu solchen Afterkomödien und liederlichen Pritschmeistereien dem Hirschen oder nit gar dem bösen Feind auf die Hörner setzen“¹⁾ (179).

In der Theorie der Tragödie schliesst sich Hieber am engsten an seine Quellen (Aristoteles, Horaz und Jul. Scaliger) an. Im Geist der Renaissance-Poetik wird der Unterschied zwischen Tragödie und Komödie darin gefunden, dass in der ersteren nur durchlauchtige, königliche und fürstliche Personen, ja zuweilen die Götter selbst auftreten, während die Komödie nur gemeine Personen aufstellt, „Hausväter und Hausmütter, Jünglinge und Jungfrauen, Bauern, Juden und solche Personen, die das Volk zum Lachen bewegen können“ (251 f).

Zum Schluss dieser langen Abhandlung bietet Hieber dem Leser eine kurze Geschichte der Poesie. Die hebräischen, griechischen und römischen Dichter werden entsprechend gelobt. Von den alten Deutschen weiss Hieber aus Tacitus,²⁾ dass sie in ihren Liedern („worinnen allein ihre Bücher und

¹⁾ Der Recensent in Gottscheds Beiträgen a. a. O. S. 288 f. urteilt hier: „Zuletzt aber hängt er (Hieber) eine recht biedermännische Ermahnung an, welche wir der redlichen Meinung des gutem Mannes zu Ehren in der Anmerkung hersetzen wollen“.

²⁾ der jedoch stets ohne nähere Angabe der einzelnen Stelle angeführt wird.

Jahr-Schriften bestehen“) ihren Gott Teut besungen haben. Ihre Sänger, die Barden, haben ihre besonderen Stift und Auen gehabt an der Ilmenau, so nach ihnen Bardewich¹⁾ geheissen. Nach den Sachsenkriegen haben die Barden auch christliche Lieder gesungen. Sie erfreuten sich der lebhaften Gunst Karls des Grossen, der „auch selbst nach solcher Art geistliche und andere Lieder gedichtet, und wann er etwa gereiset, im Feld mit Lust gesungen“ (410). Unter Otto dem Grossen haben sich die Barden zu einer ordentlichen Zunft verbunden, „unter dem löblichen Vorhaben, Gott zu Ehren und tapferen Männern zum rühmlichen Angedenken Lieder aufzusetzen und in ansehnlichen Gesellschaften, ja vor Fürsten, Könige und Kaiser selbe abzesingen“ (410). Auch sind sie in den späteren Reichs-Polizei-Ordnungen von verschiedenen Kaisern bestätigt, „mit Ehren und Belohnungen begnadiget und bei jedermann wertgehalten worden.“²⁾ Freilich haben sich unter diesen „Meistersängern“ einige auch sehr meisterlos aufgeführt, besonders wider die Geistlichkeit. Zu diesen gehört Klingsohr, der 52 der besten Meistersänger überwunden hat, schliesslich aber von Wolfram von Eschenbach zu Eisenach der Zauberei überführt worden ist. Zu den berühmtesten Meistersängern werden unter anderen gerechnet: Walther von der Vogelweid, Johann Bitterolf, Heinrich von Efterdingen, Freidank, Hugo von Thrimberg und Heinrich Frauenlob; auch Ecke von Repkorn, „der den Sachsenspiegel in eine Ordnung gebracht“, ist hierherzurechnen.

Seit dem Abfall Luthers ist in den deutsch katholischen Gebieten die Poesie leider fast gänzlich verstummt. Die wenigen Meistersänger, welche sich der Reformation nicht anschlossen, konnten ihre Zunft nicht fortsetzen. Auch hielt man katholischerseits um so hartnäckiger an dem lateinischen Kirchengesang fest, je mehr Luther denselben bekämpfte, und „liess mithin die teutsche Kirchen-Gesänger desto leichter fahren.“ Auch hat Luther — „seiner beiwohnenden Leichtfertigkeit zu Folge“ — viele alte katholische Kirchenlieder deformiert und ihnen seinen infamen Namen aufdrucken lassen, so „der Tag der ist so freudenreich“ oder „o Mensch beweine dein Sünden gross“. In-

¹⁾ geht nach Thomas a. a. O. auf die Langobarden zurück, die früher einfach Bardi-Männer oder Krieger müssen geheissen haben.

²⁾ Die Darstellung Hiebers stimmt in ihren Grundzügen — setzen wir nur an die Stelle der Barden die fahrenden Spielleute des Mittelalters.

folgedessen fürchtete man katholischerseits immer mehr bei jedem neuen Lied, mochte es auch noch so rechtgläubig lauten, „es möchte entweder von einer vergifteten Quellen her- oder wenigstens durchgeflossen sein, womit es denn endlich mit der deutschen Poeterei in unsrem Teutschlande wenigstens dieser Orten gethan warde“ (416).

Einen dreifachen schweren Nachteil hat diese Vernachlässigung der deutschen Poesie den katholischen Gebieten gebracht. Der schlimmste ist die notwendig damit zusammenhängende Vernachlässigung der deutschen Sprache überhaupt. Von Müttern, Ammen und Lehrern lernt man davon wenig oder nichts. In den meisten deutschen Büchern finden sich die oben besprochenen notwendigen Eigenschaften einer guten deutschen Sprache nicht nur nicht vereinigt sondern nicht einmal einzeln: eine notwendige Folge des Verfalls der Poesie, die hierin die beste Lehrmeisterin sein könnte, da dem Dichter in sprachlicher Hinsicht in besonderem Masse die Aufgabe zufällt, „die Gedanken auf die allerreinsten, zierlich-mannigfaltig- und eigentümlichsten Weiss und Manier auszetrucken“. Eine weitere schlimme Folge ist die mit der Vernachlässigung der deutschen Sprache zusammenhängende Vernachlässigung der politischen wie kirchlichen Geschichtschreibung, infolgedessen die Nachwelt keine anderen als ketzerische Pfützen wird ausfindig machen können, um die Geschichten unsrer Zeiten zu erlernen. Auch die besonders für die Jugend so bildende Spruchdichtung ist verstummt, während unsre Vorfahren diese heilsamen Reime ihren Kindern einprägten und in ihren Wohnungen anschrieben.¹⁾ Wollen wir also „unsrer deutschen Mutter und Heldensprach auf die Füß, will geschweigen auf ein grünes Zweige“ (sic) verhelfen, so müssen wir uns wieder ernstlich der deutschen Poeterei annehmen (417).

Fragen wir uns aber, warum die deutsche Poesie sich z. Z. überhaupt keiner sonderlichen Blüte zu erfreuen hat, so „ist da kein macedonischer Säbel vonnöten als wie zu einem gordischen Knoten im Tempel Hamons“, um diese Frage aufzulösen (III, 96 ff.):

¹⁾ Von den von Hieber aufgezählten Sinnsprüchen seien hier folgende erwähnt: „Trinck und iss | GOTT nit vergiss. — GOTT und Genüge ists best Gefüge. — Gutes Gewissen | ein trefflicher Bissen. — Wer nicht folgt seins Vaters Rath | der geht zuletzt den Galgenpfadt. — Arbeit | Zucht und Lehre | bringt die Jugend zur Ehr.“ (418 f.).

Schuld daran ist die Vernachlässigung der Muttersprache, die charakterlose Ausländerei; „generatio prava atque perversa et non filii“ würde Moses diesem Geschlecht zurufen. Und dazu kommt das „allerunglückseeligste, dass dijenige, so weder Gab, noch Kunst, noch Belesung, noch Wissenschaft, noch Sprach besitzen, sich erfrechen vor Poeten sich auszugeben, um grosse Fürsten und Herren mit ihren elenden Schmirbereien zu behelligen, deren doch so viele seind, als der Pfifferlingen in den Wäldern“. Schärfer als von Hieber sind die Reimereien der übel berufenen Hofpoeten des 17. und 18. Jahrhunderts wohl niemals angegriffen worden. Mit beissendem Spott ruft er ihnen zu:

Armenien an Fliegen
Ist nie so hoch gestiegen
Als diser Schnacken Schaar,
Die gleich den Hummeln brommen
Wanns scherwmen an der Sonnen
Mit ihrer kahlen Waar (III. 99).

Der Parnassus Boicus selbst enthält nur wenig poetische Stücke, sie rühren nach dem Zeugniß Lipperts¹⁾ von Hieber her. Die mitgetheilten Proben zählen zu dem Besten, was die Zeitschrift in dieser Richtung bietet: es ist gereimte Prosa, der wie so vielen dichterischen Produkten jener Zeit, ein wirklich poetischer Gehalt fehlt, so dass wir diesen poetischen Leistungen des Parnassus Boicus heute nur mehr ein historisches Interesse entgegenbringen können; doch zeichnen sie sich vor vielen ihrer Zeitgenossen durch bewusstes Masshalten und Vermeidung des beliebten Byzantinismus jener Zeit aus.²⁾

¹⁾ Lippert a. a. O. S. 12 ebenso Baader, das gelehrte Baiern, S. 504.

²⁾ Aufmerksam möchte d. V. hier noch auf ein durch Glätte der Form vor anderen etwas auffallendes Epigramm machen, das Hieber als Probe für die erste der von ihm aufgestellten vier heroischen Versarten (III, S. 166 ff.) bietet:

„„ Es wollte gestern sich der Geitzhalss Chremes henken |
Weil ihme nur getraut | er solte was verschencken |
Doch ward der Strick zutheur: ein Kreutzer ihn beschwert
Nein | sprach er | nein der Todt ist so vil Gelt nit werth.““

Man wird dasselbe wohl als eine Uebersetzung nachstehenden Epigramms von Opitz betrachten dürfen, auf dessen Aehnlichkeit mit dem obigen H. Dr. R. Vossler, Privatdozent in Heidelberg, d. V. aufmerksam zu machen die Freundlichkeit hatte:

Der geitzige Almon.

Es wollte gestern sich der Geitzhals Almon henken;
Sechs Heller machten im Bedenken:

Die Leistungen unserer Musenfreunde sind vielfach ungerecht beurteilt worden. So hat vor allem der Umstand, dass Hieber und Kandler in Luther gewissermassen einen Sprachverderber erblickten und ihrerseits hartnäckig auf ihrem altmodischen Oberdeutsch bestanden, dazu Anlass gegeben, in der Zeitschrift einen typischen Beleg für das Dunkel zu erblicken, das damals über allem Geistesleben in Bayern lagerte. Mit Unrecht, wie wir sahen, wenn wir nur die Stellung dieser Männer im Zusammenhang der allgemeinen Entwicklung im Auge behalten. Die Sprache Luthers und Gottscheds hat nicht den Sieg davon getragen, weil sie an und für sich vor der Sprache Aventins und Hiebers den Vorzug verdient hätte, sondern weil die Männer, welche sich jener Sprache bedienten, weil die Ideen, welche in dieser Sprache dem deutschen Volk gepredigt wurden, die Ideen der Reformation und der Aufklärung, diejenigen waren, zu welchen sich die Mehrheit des deutschen Volkes bekannte. So müssen im Gegenteil gerade die Bemühungen des P. B. um die deutsche Sprache zu seinen erfreulichsten Leistungen gerechnet werden. Sie entsprachen so ganz dem Zuge der Zeit, eine deutsche Schriftsprache zu schaffen, die ein den älteren Kultursprachen ebenbürtiges Werkzeug der litterarischen Thätigkeit bilde. Es ist dasselbe Ziel, das schon vor Hieber mehr oder weniger Männer wie Opitz, Schottelius, Ratichius und Leibniz, Bödiker und Frisch angestrebt haben,¹⁾ nach ihm mit durchschlagendem Erfolg von Gottsched erreicht worden ist. Auf die Aehnlichkeit des principiellen Standpunktes, den Hieber und Gottsched vertraten, wurde bereits oben hingewiesen. Auch in der Forderung einer Akademie als Ziel und Richtung gebenden Autorität in der Frage einer gemeinsamen Litteratursprache begegnete sich der P. B. mit Leibniz und Gottsched, nur würden Hieber und Kandler weder den Sachsen noch den Protestanten Gottsched als Haupt derselben gewünscht haben. In der That konnte auch

So theuer kam der Strang. Der Preis ist unerhört!
Schrie Almon, nein, der Tod ist nicht des Geldes werth.

(wiedergegeben nach J. Ch. Fr. Haug und Fr. Chr. Weisser, epigrammatische Anthologie, 1. Tl. Zürich 1807, S. 29.)

¹⁾ Vgl. R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie, München 1870, S. 207, 9. Bd. der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.

Gottsched den Leistungen des P. B. gerade auf dem Gebiet der deutschen Sprache bei aller Verschiedenheit der Anschauungen seine Anerkennung nicht ganz versagen.¹⁾

Noch heute wird das bayerische Schriftdeutsch jener Zeit vielfach als roh und barbarisch erklärt, ein Urtheil, das sich weniger auf innere Gründe als auf die auffallende Abweichung von der dem heutigen Stand der Entwicklung näherstehenden Litteratursprache des protestantischen Deutschlands jener Zeit stützt. Wohl ist im P. B. die Orthographie ohne Regelmässigkeit, aber Unsicherheit in der Rechtschreibung herrschte damals noch allgemein; wohl sind Ausdrucksweise und Satzbau oft plump und unbeholfen, andererseits aber können wir der Kraft und Ursprünglichkeit der Darstellung eine gewisse freudige Anerkennung nicht versagen: an Plastik der Ausdrucksweise wird das durchschnittliche Hochdeutsch jener Tage von der Sprache des Parnassus Boicus wie der Isarfreunde entschieden übertroffen. Vor allem aber ist es ein Verdienst, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, dass sich der P. B. der deutschen Sprache überhaupt bediente, zu einer Zeit, wo das Latein fast noch unbestrittene Litteratursprache nicht nur in den katholischen sondern auch den protestantischen Gebieten Deutschlands war. Wohl hatte Thomasius bereits 1688 angefangen, eine Monatsschrift in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. Das war aber auch von der ganzen officiellen gelehrten Welt als arge Ketzerei empfunden und bekämpft worden, und die

¹⁾ „Die Bayerischen Gelehrten — sagt der Recensent in den Critischen Beyträgen a. a. O. S. 264 f. — haben ihre Bemühungen in der Gelehrsamkeit, und besonders in den sogenannten schönen Wissenschaften bisher so heimlich gehalten, dass man sie mit allem Rechte unter die lebendig todtten Bürger der gelehrten Welt hat zählen können. Am allerwenigsten hat man von ihnen vermuthet, dass sie sich um die deutsche Sprache, oder um die deutsche Rede- und Dichtkunst bekümmern sollen. Dieser Theil der Gelehrsamkeit, wenn uns unsere strengen Mitbrüder nur erlauben, Gelehrsamkeit und Deutsch miteinander zu verbinden, hat so gar in denen Landen, wo die Wissenschaften mit aller Freyheit, Munterkeit und mit gutem Fortgange immer höher getrieben werden, nur wenige Beförderer und unter den Gelehrten wenige Libhaber gefunden. Man hätte also an solchen Orten, wo dieselben in einer gewissen Slavery stehen, oder doch in sehr enge Grenzen eingeschlossen sind, eher alles andere, als eine kunstmässige Erkenntniss unserer Muttersprache, so geringe sie auch seyn könnte, gesucht.“

angesehenste wissenschaftliche Zeitschrift, die seit 1682 erscheinenden *Acta Eruditorum*, bedienten sich immer noch der lateinischen Sprache, während die durch einen Leibniz i. J. 1700 gegründete Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihre Abhandlungen in französischer Sprache erscheinen liess.

Besonders wohlthuend aber berührt uns das nationale Pathos, mit dem dieser bayerische Augustinermönch in einem Zeitalter, in dem deutsche Sprache und deutsche Sitte vom Hofe der Fürsten wie aus den Salons der Vornehmen fast gänzlich verdrängt waren, Verwahrung einlegt gegen das Vorurteil dieser Ausländer im eignen Volke, die unsere deutsche Sprach nicht achten, ja — wohl gar verachten, „weil sie in dem Wahn stehen, dass in unsrer deutschen Sprach nichts schönes, zierliches, galantes oder sinnreiches tractirt werden könne“ (II, 11). „Welcher Fizle Puzli kunte was Hinrissigeres von seinem Gabel-förmigen Haspel abwinden?“ (II, 197) ruft Hieber unwillig dem Verfasser des oben (vgl. o. S. 63) mitgetheilten alamodischen Briefes zu. Mit edlem nationalem Zorn tritt er diesen Verrätern an der deutschen Sprache entgegen: (II, 290.)

O ihr Teutschen!
Man soll euch peitschen!
Dass ihr so gar verkehrt
Eur Sprach zerstöht!
Und ihr Galante,
Ists euch kein Schande,
Dass ihr nur Mäuler krümbt
Die Sprach verstimbt?

Der schlechtist Schreiber-Jung
Schämt sich der Teutschen Zung,
Wirft in sein schöns Latein
Mit Geiss- und Böcken drein,
Schreibt Welsch-Französisch
Halb Japonösisch,
Pfui! pfui! was ist doch das
Vor ein vermishtes Gfrass.

Unwillkürlich erinnert uns das lebhaft nationale Empfinden Hiebers an Moscherosch „à la mode Kehrauss“ dessen eigne

Worte in obigen Strophen offenbar als Vorlage gedient haben,¹⁾ andererseits aber auch an jenen Mönch, der am Eingang der deutschen Nationallitteratur stehend, gleich Hieber die Brauchbarkeit der deutschen Sprache für die Poesie durch eigene schöpferische That — allerdings mit unvergleichlich höherer poetischer Begabung — nachzuweisen gesucht hat. Wir meinen Otfried von Weissenburg, der fast 900 Jahre vor Hieber im „Krist“ die deutsche Sprache gewählt hat, um zu zeigen, dass seine Franken den unterworfenen Römern nicht nur an Mut und Tapferkeit überlegen seien, sondern dass auch ihre Sprache derjenigen der Besiegten ebenbürtig sei²⁾.

¹⁾ Moscherosch schreibt:

Fast jeder Schneider will jetzund leyder
Der Sprach erfahren sein und redt Latein,
Wälsch vnd Frantzösisch halb Japonesisch,
Wan er ist doll vnd voll, der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies spricht bonae dies
Wan er gut morgen sagt vnd grüst die Magd;
Die wend den Kragen thut ihm danck sagen,
Spricht Deo gratias Herr Hippocras.

Ihr böse Teutschen man solt euch peutschen,
Das ihr die Muttersprach so wenig acht.
Ihr liebe Herren, das heist nicht mehrnen,
Die Sprach verkehren vnd zerstören.

Ihr thut alles mischen mit faulen Fischen
Vnd macht ein misch gewäsch, ein wüste wäsch,
Ich muss es sagen mit vnmuth klagen,
Ein faulen Haaftenkäss ein seltzams gfräs.

Wir hans verstanden mit spott und schanden,
Wie man die Sprach verkehrt vnd gantz zerstöhr.
Ihr böse Teutschen, man solt euch peutschen,
In unserm Vatterland, pfuy dich der schand!

(Wiedergegeben nach: Gesichte Philanders von Sittenwald von Hanss Michael Moscherosch, Herausgeg. von Fel. Bobertag, 15. Bd. in Kürschners Deutscher National-Litteratur, S. 169).

²⁾ Vgl. im Krist das Kapitel „Warum der Verfasser dieses Buch in deutscher Sprache gedichtet hat“.

Nunmehr Griechen und Römer machen es so geziemend,
Weshalb sollen die Franken hierzu allein ungeeignet sein?
Die den Leuten in nichts nachstanden, die wir hier oben nannten.

*

*

*

Nun freuen sich dessen alle, jeder der gutwillig ist.
Und jeder der hold im Herzen ist dem Frankenvolke,

Zur Förderung seiner Sache wendet sich Hieber insbesondere an die Erzieher der Jugend, an Mütter und Lehrer. Bei dem weiblichen Geschlecht, bei den Müttern müsste „von Rechtswegen das unversehrte Depositum der teutschen Sprach sein und verbleiben“, damit sie durch diese „auf Kind und Kinds-Kinder unversehrt fortgepflanzt“ werde (II, 291). Aber wie im Elternhaus so ist es auch in der Schule mit der Pflege der Muttersprache bei uns schlecht bestellt, da man sich einbildet, dass dieselbe in der Kinderstube gelernt werde. Die Römer und Griechen haben durch gründlichen Unterricht in ihrer Muttersprache es zu jener berühmten Vollkommenheit in derselben gebracht.¹⁾ Unsere „teutsche Schulen aber sind so übel eingerichtet, dass derjenige, der die feinsten Buchstaben kan zu Papier bringen, der beste Schreiber (Schüler) ist“ (II, 307). So kommt es, dass bei uns selbst diejenigen, welche die gelehrten Schulen besuchen, niemals ihre Muttersprache ordentlich erlernen; denn wenn sie die deutschen Schulen verlassen, „verlegen sie sich gänzlich auf die Lateinisch- oder andere Sprach“, infolgedessen wissen sie von ihrer Muttersprach „nit vil mehrers, als sie von ihren Kinds-Mägden oder von dem gemeinen Pöbel, mit dem sie in ihrer Jugend umgangen, gehört oder gelernet“ haben: „und weil sie dann nichts weniger verstehen [so gelehrt sie auch nur sein mögen oder wollen] als ihre teutsche Muttersprach, als vernachlässigen sie entweder solche, oder verachtens wohl gar“ (II, 298). Mussten die Römer und Griechen ihre Muttersprache von eignen Grammaticis erlernen, „unter was vor einem glückseeligen Himmel seind dann wir geboren, dass uns die vollkommene Erkenntnuss unsrer so edlen Haupt-Sprach von unseren Müttern und Kinds-Mägden durch einen Trichter (sic) kan eingegossen werden“? (II, 308).

Wir sehen, mit Nachdruck betont der P. B. diejenigen Bildungselemente, welche das neue Geistesleben denjenigen des Humanismus, dem Christentum und der Antike, hinzugefügt

Dass wir Christe sangen in unsrer Zunge

Und wir auch das erlebten, dass wir auf fränkisch ihn lobten.“

(Nach P. Piper, die älteste deutsche Litteratur, S. 199 ff. 1. Bd. in Jos. Kürschners deutscher Nationallitteratur, Berlin und Stuttgart.)

¹⁾ Den gleichen Gesichtspunkt betont Harsdörfer (vgl. Bischoff a. a. O. S. 70).

hat: das naturwissenschaftliche und das nationale, Pflege der Muttersprache, der nationalen Litteratur und der vaterländischen Geschichte. Auch auf dem Gebiete der Philosophie begünstigt er, wie wir bereits gesehen haben, die neueren Bestrebungen. Dabei ist in dieser Hinsicht in dem Zeitraum vom Erscheinen des ersten bis zu dem des letzten Bandes (1720—1740) ein entschiedener Fortschritt zu gunsten der neueren Philosophie zu konstatieren: Hieber und Grienwaldt sind die Hauptvertreter beider Richtungen. Charakteristisch für diese Hinneigung zu den neueren philosophischen Strömungen ist die für dieselbe Stimmung machende Betrachtung, mit der Grienwaldt seine Ausführungen über Kleinbrodt schliesst: „Wenn ein so braver, um seine Löble. Societät hochverdiente, sowohl gelehrt, dann auch fromme Jesuit ein bei der Bayrischen Welt offener und eifriger Gönner und Bekenner gewesen der Weltweisheit unserer Zeiten, sonderlich derer auf gesunderen (sic) Vernunft, und Experimentalien fest gesetzten Natur-Lehr; wem sollte es wohl verarget werden, der nach dem Exempel eines so wissend-ja so gar im Ruf der Heiligkeit verstorbenen grossen Mannes, in solche Fussstapfen, um der gebesserten Philosophie, auch in denen Landen zu Bayern, in etwas unter die Arm zu greifen sich angelegen sein lassen?“ (sic) (VI, 273).

Es besteht ein tiefgehender principieller Unterschied zwischen der Geistesrichtung der Mitglieder und Freunde des P. B. und dem Lebensziel, dem die Volkserziehung der Jesuiten bewusst oder unbewusst zustrebte: hier Weltflucht (in dem oben charakterisierten Sinn), dort allmähliches leises Wiedererwachen des Glaubens an den Wert des Lebens nicht bloss für das Jenseits, der Ueberzeugung, dass dem Ringen nach dem Guten, Wahren und Schönen eine bleibende Bedeutung auch für diese Welt innewohnt; es war für Bayern das erste Aufleuchten jenes glücklichen Optimismus im Zeitalter der Aufklärung, der uns hier seiner selbst fast noch unbewusst aber doch bereits lebenskräftig entgegentritt.

Freilich die beiden schönsten Errungenschaften der Aufklärung, die Bekämpfung der Hexenprozesse und die Idee der Toleranz, vermissen wir bei den Mitgliedern des P. B. noch völlig.

Zur Frage des Hexenwahns und dem damit zusammenhängenden Aberglauben nahmen sie überhaupt nicht Stellung. Derselbe war eben noch um die Mitte des Jahrhunderts im ganzen

Volk bis hinauf in seine obersten Schichten so tief eingewurzelt und selbst mit den religiösen Vorstellungen so innig verwachsen, dass er einen integrierenden Bestandteil derselben bildete, und an eine Bekämpfung desselben gar nicht zu denken gewesen wäre, selbst wenn einzelne unserer Freunde weniger in demselben befangen gewesen sein sollten. Bildete doch noch in den Aufklärungskämpfen der sechziger Jahre der Satz: wer nicht an Hexen glaubt, ist ein schlechter Christ! einen förmlichen Kampfesruf. Ja selbst ein Mann, wie der grosse Rechtsgelehrte und bayerische Gesetzgeber Alois von Kreittmayr bekannte sich noch zum düsterstem Hexenglauben. So konnte es kommen, dass in Bayern einige Jahre nach der Auflösung unseres Gelehrten-Vereins, i. J. 1751, die einstigen Bestimmungen über Hexenprozesse und damit zugleich diejenigen über die Anwendung der Folter gesetzlich erneuert wurden, um erst 1808 ausser Kraft gesetzt zu werden.¹⁾

Vielleicht noch weiter aber als von der Bekämpfung des Aberglaubens sind unsere Freunde — oder wenigstens ein Teil derselben — von der Idee der Toleranz entfernt. Im Gegenteil! wir sehen sie hier noch ganz in die Schranken eines engherzigen Konfessionalismus gebannt. Wohl geben sie einen Vorsprung der litterarischen Entwicklung in anderen Teilen Deutschlands zu, aber sie können sich nicht dazu entschliessen, die Früchte derselben — wie dies mit so grossem Erfolg in den berühmten moralischen Wochenschriften jener Zeit geschehen ist — durch Proben, Auszüge und Bücherbesprechungen unmittelbar zugänglich zu machen. Vor allem Hieber fürchtet ketzerisches Gift bei allem, was aus einer lutherischen Quelle geflossen oder mit dem Luthertum in Berührung gekommen sein könnte. Soweit der P. B. Bücherbesprechungen bringt, berücksichtigt er fast ausschliesslich katholische Autoren des südlichen Deutschlands, Italiens, Spaniens und Frankreichs; das konfessionell beschränkte *Commercium litterarium* wird in wesentlichen Punkten nicht durchbrochen. Der geistige Blick selbst der Besten im Volke ist noch immer wie in der Glanz-

¹⁾ Vgl. v. Bechmann a. a. O. S. 9 ff. u. S. 19 ff. sowie Riezler, Hexenprozesse a. a. O. S. 270 ff. und Heigel, Paul Anselm von Feuerbach in „aus drei Jahrhunderten“ a. a. O. S. 242. — In Preussen wurde die Folter bekanntlich 1740 abgeschafft, in Baden 1767, in Sachsen 1770 und in Oesterreich 1776.

zeit der Jesuiten und in den Tagen, als die italienische und französische Muse den Hof zu München beherrschte, nach dem Süden und Süd-Westen Europas gerichtet.¹⁾ Nur mit einer gewissen Aengstlichkeit wagt man das Auge den Erscheinungen des Nordens und des Nordwestens zuzuwenden, nicht ahnend, dass den Ideen, die von dorthier kamen, noch im 18. Jahrhundert der Sieg auch im katholischen Deutschland beschieden sein sollte.

Aus diesem engherzig konfessionellen Anschauungskreis heraus hatte es der P. B. unternommen, die einzelnen Wissenschaften in der Sprache des Volkes diesem zugänglich zu machen. Nicht ohne anfänglichen Erfolg. Aber schon nach dem Erscheinen des 4. Bandes (1727) war das Werk ins Stocken geraten. 1731 war Hieber gestorben und Amort eben damals auf einer Reise nach Italien begriffen. Von dort zurückgekehrt, floss er zwar Kandler neuen Mut ein, aber als man 1736/37 endlich den 5. Band als „neu-fortgesetzten Parnassus Boicus“ erscheinen liess, sah man sich bereits zu der Erklärung genötigt, dass jenes Vorhaben, die einzelnen Wissenschaften stückweise vorzutragen, den Herausgebern eine Arbeit zu sein dünke, welche „mit sonderbarem Bedacht und grösserer Aufmerksamkeit müsste ausgeführt werden, als dass es für einen Zeit-Vertreib anzusehen wäre“ (V, Vorbericht S. 5) — dem Zeitvertreib hatte der frühere P. B. auch nicht dienen wollen.

Eine erneute Aufforderung an die Leser (im Vorbericht zur 1. Versammlung S. 7) zur Mitarbeiterschaft scheint Felix Andreas Oefeke, den Freund Kanders, zu dem Anerbieten veranlasst zu haben, Material zu einer „Bayrischen Künstler-historie“ in fortlaufenden Berichten einzusenden. „Zärtliche Neigung vor die Ehren des Vaterlands“ liess Oefeke — wie er selbst berichtet — diesen Plan fassen; denn „solche rühmliche Unternehmung dürfte unseren werten Lands-Leuten zu einer nützlichen Aufmunterung und erspriesslichem Beispiel dienen, dem Vaterland aber selbst bei denen entlegen- und benachbarten Völkern eine demselben öfters unbilliger Weiss versagte Hochschätzung abzwängen“. Leider kam der schöne Plan nicht

¹⁾ Riezler hat in seiner Geschichte Bayerns (IV. S. 249) dargelegt, wie sich diese Beziehungen des bayerischen Volks zur romanischen Kultur seit der Zeit der Reformation in entscheidender Weise angebahnt haben.

zur Ausführung.¹⁾ Auch der Wunsch, den Apollo beim Jahreswechsel 1736/37 für das liebe Bayrland ausspricht: „dass sich in diesem Jahr, vermehrt der Musen-Schaar“ (Eingang zur Versammlung S. 4) ist wenigstens für den P. B. nicht in Erfüllung gegangen.

1743 starb Grienwaldt, Kandler 1745. Schon 1740 war der sechste und letzte Band als „Etwelche meistens Bayrische Denk- und Less-Würdigkeiten zur Fortführung des so genannten Parnassus Boicus“ erschienen, grösstenteils von Grienwaldt verfasst. Die Verdrüsslichkeiten, welche er sich wegen der atomistischen Philosophie zugezogen hatte und ein böses Weib hatten das Gegengewicht zu den vielen Erfolgen gebildet,²⁾ die dieser arbeitsfrohe, für die Wahrheit und das Vaterland so warm begeisterte Mann verzeichnen durfte. In ihm war der hellste Kopf des bayerischen Musenvereins dahin gegangen. Bald darauf sah sich derselbe genötigt, seine Thätigkeit einzustellen, da es ihm an Mitgliedern fehlte. Das Hereinbrechen des österreichischen Erbfolgekrieges hat zweifelsohne noch das Seinige dazu beigetragen. Ausser Spätt war Amort der einzige überlebende Akademiker. Er zog sich auf die Thätigkeit in seinem Kloster zurück, um dort, umgeben von einem seltenen Kreise frommer und gelehrter Männer, die in ihm ihr Vorbild und grösstenteils ihren Lehrer verehrten, dem Wohl des Klosters und der Fortsetzung seiner grösseren wissenschaftlichen Werke zu leben.³⁾ Amort wie Klostergenossen von ihm werden uns bei der späteren Aufklärungsbewegung wieder begegnen.

Der im P. B. gemachte Versuch eine geistige und sittliche Hebung des Volkes herbeizuführen, musste — in erster Linie aus Mangel an Mitarbeitern — als vorläufig gescheitert betrachtet werden. Wohl mag der ausgestreute

¹⁾ Vgl. Parnassus Boicus V, 12, S. 79 f. und Lippert a. a. O., S. 17 und S. 28 f. Oefele scheint überdies das Nichtzustandekommen (Nichtannahme?) seines Anerbietens geahnt zu haben. Er schliesst sein Schreiben an den P. B.: „solte ich aber von selber (der Versammlung d. P. B.) weder Beifall noch Beihülfe zugewarten haben, so werde ich gedenken me in Bicipiti somniasse Parnasso. Ich wäre auf dem Parnasso entschlafen, und hätte wenigst die Lust eines angenehmen Traumes genossen.“

F. E.

²⁾ Vgl. Pl. Stumpf a. a. O. S. 209.

³⁾ Vgl. P. P. Huber a. a. O. S. 8.

Samen da und dort aufgegangen sein, hatte es doch der Zeitschrift an einem genügenden Leserkreis nicht gefehlt:¹⁾ allein sichtbare Früchte in weiteren Schichten des Volkes vermögen wir nirgends wahr zu nehmen. Die kaum begonnene Saat hätte weiterer Fortsetzung, die vorhandenen Keime fernerer Nahrung bedurft, da beide ausblieben, verdorrten Saat und Keim.

Das soll uns nicht hindern, diesen aufrichtigen bayerischen und deutschen Patrioten, welche mit so vieler Hingebung und Selbstlosigkeit an der Veredlung ihres Volkes zu arbeiten versucht haben, dankbare Erinnerung zu wahren. Sie haben darauf umso mehr Anspruch, als ihr Wirken trotz ihrer so massvollen Haltung viel Anfeindung erfahren hat, sowohl von seiten der Jesuiten wie der Schulgelehrten an der Landesuniversität. Die Eröffnung bei der Herausgabe der ersten Unterredung, „dass von dem Umkreis der gesamten Künste und Wissenschaften nichts ausgeschlossen sein solle“, (I, 6) scheint alsbald den Widerspruch der mittelalterlichen Fakultäten herausgefordert zu haben, die ihr von Kirche und Staat sanctioniertes Monopolium litterarium bedroht fühlten.²⁾ Demgegenüber suchte der P. B. in seiner vierten Unterredung an der Hand des biblischen Satzes „Deus scientiarum Dominus est“ (I. Reg. 2, 3) zu beweisen, dass Künste und Wissenschaften keineswegs erblich, „noch auch bei dieser oder jener Nation, Geschlecht oder Gemeinde privative und alleinig anzutreffen“ seien „infolglichen ein so thorrecht als schädlicher Irrsaal und Vorurteil sei, das Monopolium litterarium nur bei disen oder jenen suchen oder finden wollen“ (I, S. 292). Auch diese Beweisführung hatte nicht den gewünschten Erfolg. Im Eingang zur 5. Unterredung versichern deshalb unsere Musenfreunde nochmals, „dass Schulen, Akademien und Universitäten ihre Privilegia, Jura und Gerechtsame ungekränket bleiben, indem man sich keines Lehramts hier unterziehet, sondern es ist eine Conferenz von verschiedenen Musen“, deren „jede tractiret und redet von ihrer Fakultät,

¹⁾ Im Vorbericht zur dritten Vers. des 5. Bd. weisen die Herausgeber darauf hin, dass die früheren Bände „einen zimlichen Abgang und eine gute Anzahl begieriger Leser gefunden“ (V. Bd. a. a. O. S. 7) und Lippert teilt a. a. O. S. 29 mit, dass sämtliche Stücke bereits vergriffen seien, während er S. 12 bei der Besprechung Hiebers auf den 5. Bd. des P. B. verweist, als ein Buch, „das noch in jedermanns Händen ist“.

²⁾ Vgl. P. P. Huber a. a. O. S. 6.

Kunst, Wissenschaft und Erfindung, worinnen ihr Exercitium eigentümlich und absonderlich bestehet. Ueber das so beschihet solches in der teutschen Sprach, allwo die Künsten und Wissenschaften ein quasi Bonum derelictum oder frei öffentliches Gut ausmachen, infolglich primo occupantis, das ist, desjenigen, der hiervon zum ersten Besitz nimbt“ (II, S. 5 f.). Doch die Gegner liessen sich auch durch diese Versicherung nicht beruhigen. Schon in der übernächsten Unterredung hatten die Herausgeber aufs neue zu klagen über die Schwierigkeiten, welche ihnen die Censur bereite. Ihre Musen könnten Gleiches erreichen, wie ihre Schwestern in anderen Ländern, wenn Mercurius (der Bote Apollos) bei jenen Posten, die er notwendig zu passiren hat, (die Väter S. J. an der theologischen Fakultät zu Ingolstadt) um, „mit Erlaubniss der Oberen“¹⁾ in die Welt hinausgehen zu können, „nicht des öfteren Quarantana oder Contumace müsste machen“ (II, 191).

Wir dürfen uns darüber nicht wundern, wenn wir daran denken, dass selbst „den vertrauten Nachbarn am Isarstrom“, die — wie Huber sagt — „doch sicherlich nicht im Verdacht stehen konnten, wissenschaftliche Aufklärung verbreiten zu wollen, und an deren Rechtgläubigkeit und bayerischen Patriotismus selbst ein Argusauge nicht die geringste Makel hätte finden können“²⁾, von eben dieser Seite Schwierigkeiten bereitet wurden. Zünftiges Gelehrtentum wie Jesuitenorden fühlten die Schwäche ihrer Position; es war der Standpunkt eines in sich erstarrten Conservatismus, der, geleitet vom Trieb der Selbsterhaltung, instinktiv in jeder Neuerung einen Angriff auf sich selbst und damit ein Unrecht erblickte, ohne zu prüfen, ob dieselbe Besseres oder Schlechteres als die herrschenden Zustände biete.

Allein so geistesarm auch die Wissenschaften unter den Händen ihrer bisherigen Meister geworden waren, so sehr auch das Volksleben unter seinen bisherigen Leitern religiös und sittlich verkümmert war, diese wie jene waren an Ansehen und Anhang um 1744 immer noch mächtig genug im Lande, um den Sieg davon zu tragen, selbst über so angesehene und massvolle Männer, wie es die Freunde des Parnassus Boicus gewesen waren.

¹⁾ Wie das Titelblatt besagt.

²⁾ Vgl. P. P. Huber a. a. O. S. 6.

Das Schicksal unseres Musen-Vereins erscheint um so betrübender, wenn man bedenkt, dass seine Bestrebungen in eine Zeit fallen, um welche uns zwar auch im übrigen Deutschland noch recht viel geistiges Dunkel, Aberglaube, wissenschaftliche und kirchliche Intoleranz und nahezu unterrichtslose Kinderscharen begegnen, andererseits aber ein Koppernikus und Kepler längst mit dem Buchstaben des Wortes gebrochen, Leibniz dem deutschen Geistesleben wieder einen Inhalt gegeben, Comenius und Ratichius für alle Jugenderziehung ein wahrhaft ideales und zugleich patriotisches Ziel gezeigt,¹⁾ Thomasius und Wolff sowie die moralischen Wochenschriften damit begonnen hatten, das neue Bildungsideal zu popularisieren und mit Opitz, Fleming, G. Silesius und Fr. v. Spee, Chr. Weise, Brockes, Günther, Haller und Hagedorn die deutsche Muse wieder angefangen hatte zu beweisen, dass des Herzens tiefste und reinste Regungen auch in deutschen Worten schönheitsvollen Ausdruck finden können.

¹⁾ Auch waren um den hier ins Auge gefassten Zeitpunkt bereits da und dort in deutschen Landen Volksschulen und Gymnasien im Geist eines Comenius und Ratichius erstanden; ihnen hat aber auch das damalige Altbayern so manche Schule gegenüberzustellen, in der wirkliches geistiges Leben und ernstes Streben herrschte: wir denken hier an einzelne bei dem Rückgang der Jesuitenschulen z. T. wieder emporkommende alte Klosterschulen wie diejenige zu Benediktbeuren, Tegernsee, Steingaden und Polling sowie vor allem an die Ritterakademie der Benediktiner zu Ettal. (vgl. über diese v. Reinhardstöttner „Pädagogisches aus der Ritterakademie zu Ettal“ i. d. Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns, Ansbach und Lpzg., 4. Buch 1896, S. 62 ff.) — Ferner dürften die Mädchenschulen einzelner weiblicher Orden wie diejenigen der Salesianerinnen und Ursulinerinnen Erfolge erzielt haben, die das auf diesem Gebiet um jene Zeit im Durchschnitt von der Schule Geleistete vielleicht übertreffen. (vgl. einerseits L. Muggenthaler „der Schulorden der Salesianerinnen in Bayern von 1667–1831“ i. 5. Jahrg. d. Jahrb. f. Münch. Gesch. Bamberg 1894, S. 61 ff. und „Kurzer Auszug der Erziehungs- und Unterrichtsgeschichte der Salesianerinnen in Bayern“ i. d. Mitt. d. Ges. f. deutsche Erz.- u. Schulgesch., 8. Jahrg., S. 207 ff., andererseits W. Buchner, Mädchenerziehung und Mädchen-Unterricht in W. Reins Encyclopädie der Pädagogik, 4. Bd., Langensalza 1897, S. 629 ff.) — Doch sind wir über diese Mädchenschulen sowie vor allem über die erst erwähnten Ordenschulen des 18. Jahrh. bis jetzt zu wenig unterrichtet, als dass sich in dieser Richtung bereits ein abschliessendes Urteil gewinnen liesse.

Dies der Stand der Dinge, als im Jahre 1745 Kaiser Karl Albert das Zeitliche segnete. Zu dem geistigen Dunkel, das den Spott des sich aufgeklärt fühlenden Teiles der Nation herausforderte, gesellten sich die Misserfolge im Kampf um das österreichische Erbe und die Kaiserkrone. Die Achtung Deutschlands vor Bayern stand — um einen Ausdruck Döllingers zu gebrauchen — auf dem Gefrierpunkt.¹⁾

Da traute man wohl seinen Ohren kaum, als man bald nach dem Regierungsantritt des jungen Kurfürsten Max III. Joseph erfuhr, dass derselbe seine vorübergehende Stellung als Reichsvikar dazu benutzt habe, den philosophischen Führer der deutschen Aufklärungslitteratur, Christian Wolff sowie dessen Schüler Johann Adam Ickstatt in den Reichsfreihermstand zu erheben. Wolff, den seiner Zeit ein Mann von so praktisch vernünftiger Denkungsart, wie es der preussische König Friedrich Wilhelm I. war, von der Universität Halle weggewiesen hatte, von dem Regenten eines Landes, das nach dem allgemeinen Urteil in geistiges Dunkel gebannt war, mit einer solchen Auszeichnung geehrt! Wollte sich der junge Bayernfürst der Welt als Schutzpatron der Aufklärung vorstellen?

Die Erziehung des begabten Kronprinzen war seiner Zeit von Karl Albert vor allem dem Jesuiten Daniel Stadler aus Ingolstadt und dem oben erwähnten Schüler Wolffs, dem Würzburger Professor Jekstatt aus Vockenhausen (im Kurmainzischen), übertragen worden.

Es waren zwei Männer von durchaus verschiedener, ja diametral entgegengesetzter Geistesrichtung. Jekstatt als Jüngling ein „Abenteurer aus Wissensdrang“, der in Frankreich, Holland, England und Deutschland mit Führern des neuen Geisteslebens in persönliche Fühlung getreten war; Stadler ein Schüler der Jesuiten des 18. Jahrhunderts, durchaus nicht ohne wissenschaftliches Interesse und keineswegs ein Gegner jeglichen Fortschrittes, aber doch ein Feind jeder Neuerung, welche die Machtstellung seines Ordens zu schwächen, das jesuitische Bildungssystem zu erschüttern drohte.²⁾

¹⁾ Vgl. Döllinger a. a. O. S. 403.

²⁾ Vgl. über Stadler Allgemeine deutsche Biographie, über Ickstatt vor allem Kluckhohn a. a. O., alle weitere Litteratur dort. Ueber beide „Denkwürdigkeiten der Kultur- und Sittengeschichte Bayerns von 1750 bis 1850“ i. d. historisch-politischen Blättern Bd. 70, S. 157 ff., Mchn.

Als Ickstatt 1741 Würzburg verliess, wo er nach dem Urteile Paulsens unter denjenigen seiner Kollegen, die eben damals an dortiger Universität dem neuen Geistesleben Bahn brachen, der bedeutendste war,¹⁾ erfreute er sich bereits in weiten Kreisen eines gewissen autoritativen Ansehens. Erkenntnis-theoretisch auf empirisch-rationalistischem Wege vorgehend und den also ermittelten Stoff nach der demonstrativ-mathematischen Methode darlegend, stand Ickstatt sachlich auf dem Boden des Natur-

1872: Der Aufsatz lässt das Charakterbild St.' in wesentlich günstigerem Lichte erscheinen als dies bei den eingangs genannten Biographen Max III. Josephs der Fall ist. Während uns z. B. der im allgemeinen wohl orientierte Rothammer St. nur als finsternen Reaktionär schildert, dessen ganzes Streben lediglich darauf gerichtet ist, aus seinem fürstlichen Zögling ein gefügiges Werkzeug für seinen Orden zu machen, sehen wir St. in erwähntem Aufsatz in wissenschaftlicher Correspondenz mit dem Philosophen Wolff stehen und sich dessen ausdrücklicher Anerkennung erfreuen. Allerdings schliesst sich beides nicht gegenseitig aus: Wie andere Jesuiten, so dürfte auch St. speziell die sogenannte „mathematische Methode“ Wolffs angezogen haben, deren formalistisch peinliche Schlussfolgerung sich für scholastische Disputationen trefflich eignete (vgl. K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, 2. Bd.², Lpzg. 1880, S. 401, Anm. 2). Auch darauf möge hier hingewiesen sein, dass St. in der von ihm herausgegebenen Geschichte Bayerns (Bayrische Geschichte zu bequemen Gebrauch verfasst und an das Liecht gestellt, Mchn. 1762 (?)) einen wesentlich toleranteren Ton anschlägt als er noch im Parnassus Boicus oder gar in Dufrenes S. J. Rudimenta historica herrschte (vgl. z. B. St.' Auslassungen über Luther S. 330) sowie auch darauf, dass d. V. in seinem Werk protestantische Litteratur ausgiebig heranzieht. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges stand St. auf preussischer Seite. Dies alles legt die Vermutung nahe, dass St. von manchem freizusprechen sein dürfte, dessen er von Rothammer u. a. beschuldigt wird.

Andererseits aber darf doch auch oben erwähnte Abhandlung über Stadler und Ickstatt keinen Anspruch auf wirkliche Objektivität machen; ihre Tendenz geht offenkundig dahin, Ickst. anzuschwärzen und St. weiss zu waschen. Gewiss ist an Ickst.' Charakter mancherlei zu tadeln, in seiner Jugendgeschichte manches unsicher; das berechtigt aber d. V. nicht, bei jeder Gelegenheit an Ickstatts Worte und Thun verdächtigende Bemerkungen anzuknüpfen. Auch wir möchten glauben — um nur dies ein Beispiel herauszugreifen — dass Ickstatt in kirchlicher Hinsicht über manchen Punkt freier dachte, als sich quellenmässig beweisen lässt, ihn aber als „heuchlerischen Atheisten“ (vgl. a. a. O. S. 587) zu brandmarken, dafür bieten die Quellen, soweit d. V. sieht, nirgends eine Rechtfertigung.

¹⁾ Vgl. Paulsen a. a. O. II, S. 118.

rechts, in politischer Hinsicht durchaus absolutistisch gesinnt, ein Volksbeglückter mit Hilfe polizeilichen Druckes, dabei in kirchenpolitischen Fragen in verhältnismässig weitgehender Weise den Forderungen seiner Kirche Rechnung tragend. Joh. Jak. Moser nannte Ickstatt trotz solcher „in Ansehung der Religionssachen und der Gerechtsame der Unterthanen oft sehr bedenklichen Grundsätze einen Stern erster Grösse unter den katholischen Rechtslehrern“¹⁾, und der Philosoph Brucker zählte ihn schon damals zu den Männern, „welche die göttliche Vor-
sorgung ausersehen, die Vorurteile zu bekriegen und den wahren Grund der Erkenntnis sowohl der gelehrten Welt als der studierenden Jugend aufzudecken.“²⁾

Beide Erzieher, Stadler und Ickstatt, gewannen massgebenden Einfluss auf den begabten empfänglichen Prinzen. Aber dem geistig bedeutenderen fiel der Vorrang zu. Durch Ickstatt wurde, soweit sich derartiges überhaupt entscheiden lässt, Kopf und Herz des bayerischen Thronfolgers für die Sache der Aufklärung gewonnen.³⁾

Als Max III. Joseph 1745 die Regierung antrat, war er noch ein Jüngling, von seinen beiden grossen Zeitgenossen auf dem Throne, von Friedrich dem Grossen und Maria Theresia nicht bloss an Erfahrung und männlicher Klarheit des Blickes über-
ragt, sondern auch an natürlicher Kraft des Wollens wie an Weite und energischer Folgerichtigkeit des Denkens. Andererseits aber war Max der III. schon damals ein Regent, der an Reinheit des Wollens, an innerer Wärme des Strebens, sein Volk glücklich zu machen, sicher keinem seiner fürstlichen Zeitgenossen nachstand.

¹⁾ Vgl. C. Risch, zur Geschichte der Juristen-Fakultät (Würzburger Rektoratsrede) Wrzbrg. 1873, S. 36.

²⁾ Vgl. Kluckhohn, Ickstatt a. a. O. S. 8.

³⁾ Es muss auf einem Versehen beruhen, wenn Fr. Schmidt (Gesch. d. Erziehung d. Bayer. Wittelsbacher v. d. frühesten Zeiten bis 1750, 14. Bd. d. Monum. Germ. Paed., Berlin 1892, S. CXXIII f.) sagt: „was seine (Max III. Joseph) beiden Lehrer Ickstatt u. Stadler zur Hebung des höheren wie niederen Unterrichts beigetragen haben, ist allgemein bekannt“: Ganz abgesehen davon, dass sich Stadler als schroffer Gegner der in den sechziger Jahren durch Ickstatt und andere eingeleiteten Reformen zeigte — die Reform der niederen Schulen setzte erst 1771, die der höheren 1773 ein, während Stadler bereits 1764 gestorben ist.

Mit den Mitteln des für das leibliche und geistige Wohl seiner Unterthanen sich verantwortlich fühlenden fürstlichen Absolutismus, sein Volk auf eine höhere Stufe wirtschaftlicher und geistig-sittlicher Wohlfahrt zu erheben, ihm die Segnungen des neuen Geisteslebens zu teil werden zu lassen: das waren die herrschenden Gesichtspunkte, mit denen der junge Fürst im Geiste seines Lehrers Ickstatt nach dem frühen Tod des Vaters an die Regierung herantrat. Aber Max Joseph war zugleich auch Schüler Stadlers gewesen. Von Natur weich und gefühlvoll, ideal und religiös veranlagt, erscheint er uns heute in dieser Richtung als eine Persönlichkeit von aufrichtig-ernster Frömmigkeit. Der tiefe innere Gegensatz aber, der zwischen den aufklärerischen Tendenzen Ickstatt's und der klerikalen Richtung Stadlers klaffte, blieb auf die Charakterentwicklung des Jünglings nicht ganz ohne Folgen. Wohl hinderte den späteren Fürsten sein frommer Sinn nicht, gegenüber der Opposition, welche die Partei der Jesuiten und ihrer Anhänger nur zu oft allen Reformplänen entgegenstellte, seinen Willen, besonders in kirchenpolitischen Fragen, zur Geltung zu bringen; aber die sich direkt widersprechenden massgebenden Einflüsse, unter denen die Erziehung des Jünglings erfolgt war, völlig zu überwinden, mit zielbewusster Klarheit des Geistes und durchgreifender Thatkraft über die Gegensätze zum Ziele unbeirrt hinwegzuschreiten, das ist dem späteren Regenten nie völlig möglich geworden. Dieser Mangel an innerer Entschiedenheit hat das Reformwerk, das durchzuführen dem Fürsten Herzenssache war, oft erschwert, dem weichen edlen Regenten selbst, dessen Herz so warm für das Wohl seines Volkes schlug, manch bittere Stunde bereitet. Doch ging dieselbe nie soweit, dass dem Fürsten sein dem neuen Bildungsideal gewonnener Sinn und sein sittlicher Ernst in den Höhepunkten des nachfolgenden Aufklärungsdramas nicht schliesslich stets doch noch die nötige Festigkeit hätte finden lassen. Für jene bitteren Stunden aber durfte der um das Heil seiner Unterthanen treu besorgte Landesvater in der ganz ausserordentlichen Liebe und Dankbarkeit, mit der sein Volk zu ihm emporblickte, ihn den „Guten“ nennend, reiche Entschädigung erfahren.

Diese Anhänglichkeit seines Volkes lenkt unsern Blick zugleich noch auf ein anderes Moment, das in dem Charakterbild Max Josephs und vor allem in seiner Stellung zur Sache

der Aufklärung nicht übersehen werden darf, auf einen gewissen national-volkstümlichen Zug, der sich wohlthuend abhebt von der französierenden Geschmacksrichtung seiner Zeit. Als 1748 die deutsche Schauspielerin Augustina Schulze zum ersten Male in München auftrat, liess der Landesherr nach der Vorstellung die Künstlerin zu sich rufen, ihr Bemühen anerkennend und sie auffordernd „Machen Sie, dass mehrere Ihresgleichen hierherkommen“. Das französische Theater, das neben der italienischen Oper den Münchener Hof seit den Tagen der geistvollen Kurfürstin Adelheid beherrscht hatte, fristete zwar noch Jahrzehnte sein Leben in München weiter, aber der Geschichtsschreiber der „französischen Schauspieler am bayerischen Hofe“ hat mit dem Regierungsantritt Max III. die Feder niedergelegt.¹⁾

Die mit der Thronbesteigung Max III. Josephs für Bayern beginnende Aufklärungsepoche ist in ihren Hauptphasen bereits von verschiedener Seite behandelt.²⁾ Im folgenden sei nur noch kurz der Versuch gemacht, den inneren Zusammenhang der neuen

¹⁾ Vgl. K. Trautmann „deutsche Schauspieler am bayerischen Hofe“ i. Jahrb. f. Münch. Gesch., 3. Jahrg., Bamberg 1889, S. 358 und „französische Schauspieler am bayrischen Hofe“ a. a. O., 2. Jahrg., Mchn. 1888, S. 270 sowie auch „italienische Schauspieler am bayerischen Hof“ a. a. O. 1. Jahrg. Mchn. 1887.

²⁾ Ueber die Universitätsreform vgl. C. Prantl a. a. O. S. 546 ff. und Kluckhohn, Ickstatt a. a. O. S. 11 ff.; über die Gründung der Akademie der Wissenschaften und den äusseren Gang der weiteren Entwicklung: Westenrieder, Gesch. d. Ak. d. Wiss. 1. Bd. u. Lori, Erinnerungen an Rudhart a. a. O.; über die Reform des Volks- und Mittelschulwesens: Gebele, das Schulwesen Münchens a. a. O. S. 40 ff.; M. Gückel, H. Braun und die Bayerischen Schulen 1770–1781, Mchn. 1891 (Erlang. Diss.) und L. Wolfram, H. Braun, ein Beitrag zur Aufklärungsepoche in Bayern, Mchn. 1892 (Münchener Diss.); über die kirchenpolitischen Reformen und Kämpfe: Gebele, Osterwald a. a. O.; A. Reinhard, die Kirchenhoheitsrechte des Königs von Bayern, Mchn. 1884, S. 59 ff. und E. Mayer, die Kirchenhoheitsr. d. Königs v. B., Mchn. 1884, S. 69 ff. (zwei Münchener Preisschriften); über die Bekämpfung des Hexenwahns: S. Riezler, Hexenprozesse a. a. O. S. 270 ff.; ausserdem gehören noch hierher: v. Reinhardstöttner, Andreas Zaupser i. Forschungen z. Kultur- u. Litteraturgeschichte Bayerns, Mchn. u. Lpzg. 1893. 1. Buch, S. 121 ff. — „Die sittlich-ökonomische Gesellschaft zu Burghausen (1765–1802)“, v. gl. V. a. a. O. 3. Buch 1895, S. 48 ff. — „Johann Franz von Kohlbrenner“ v. gl. V. a. a. O. 6. Bd. — L. Muggenthaler, L. Fronhofer, ein bayerischer Schulmann und Akademiker d. 18. Jahrh. i. Jahrb. f. Münch. Gesch. 2. Jahrg., Mchn. 1888, S. 363 ff. sowie C. Andreae, Heinrich Brauns Pädagogik, Kaiserslautern 1877 (Programm).

Bewegung mit den früheren bereits geschilderten Bestrebungen darzulegen, bisherige Darstellungen durch einiges neues Material zu ergänzen sowie die Weltanschauung der ersten churbayerischen Akademiker in einigen wichtigen Grundzügen zu kennzeichnen.

Als der junge Regent durch den Vertrag von Füssen seinem Volke den Frieden wieder geschenkt hatte, ging er vor allem daran, den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Die Art und Weise wie er dabei, beraten von Ickstatt, die Stände zur Mithilfe heranziehen wollte, rief in München alsbald eine scharfe Gegnerschaft gegen den nichtbayerischen Berater der Krone hervor. Es mag im Zusammenhang damit stehen, dass der Kurfürst am 22. Dez. 1746 seinen einstigen Lehrer zum Direktor der Hochschule in Ingolstadt ernannte, um die „durch eingefallene schwere Kriegstrübel und andere Zufälle von ihrem ehemaligen Flor weit abgekommene Universität pro bono publico wieder emporzubringen.“¹⁾

Diese Ernennung wurde für Bayern der Beginn einer neuen Entwicklung seines Geisteslebens.

Die Reformthätigkeit Ickstatts konnte sich in der Hauptsache vorläufig nur auf die juristische und medizinische Fakultät erstrecken — auf die juristische mit Ausnahme des Lehrstuhles für kanonisches Recht, der ebenso wie die theologische und philosophische Fakultät sich im ausschliesslichen Besitz der Jesuiten befand.

Ickstatt arbeitete zunächst einen neuen Studienplan für die juristische Fakultät aus, der durchweg eine Modernisierung dieses Studiums im Geiste des Jahrhunderts bedeutete. Nachdem durch ihn der Boden für Reformen gelockert war, wurde i. J. 1754 die unterrichtliche Neugestaltung der medizinischen Fakultät dem churf. Leibarzt von Wolter aus Luxemburg (1709 — 1787) übertragen, der die damals beliebte sogenannte Boerhave'sche Methode zur Norm des gesamten medicinischen Unterrichts machte.

Freilich vollzogen sich diese Reformen, die durch zwei besondere mehr oder weniger über dem übrigen Professoren-Kollegium stehende churfürstliche Beamte, den Direktor Ickstatt und den Inspektor Wolter, herbeigeführt wurden, nicht ohne schwere Kämpfe, über deren interessante Einzelheiten wie

¹⁾ Nach Kluckhohn, Ickstatt a. a. O. S. 11.

über die Reformen selbst uns Prantl und Kluckhohn eingehend unterrichten.

Ickstatt's wissenschaftlicher Standpunkt, seine Kühnheit bei den Vorlesungen auch protestantische Autoren zu Grunde zu legen, liess es bald nach seinem Amtsantritt zu einem jahrelangen (1747—52) erbitterten Kampf zwischen scholastisch-klerikaler und moderner Richtung kommen. Die Gegner brachten die Sache vor den Kurfürsten, vor den Bischof zu Eichstätt, winkten mit päpstlicher Ungnade und scheuten sogar nicht davor zurück, den Streit durch den Stadtpfarrer Eckher, der zugleich der theologischen Fakultät angehörte, auf die Kanzel zu zerren. Ickstatt, der fühlte, dass es sich um das Werk seines Lebens handle, schlug wacker um sich und es gelang ihm schliesslich dem von den Gegnern schon gewonnenen Kurfürsten für seine Sache zurückzugewinnen und fest zu machen.¹⁾ Der Streit endete mit einem Siege des verhassten Ausländers.

Ein kurf. Dekret vom 23. Aug. 1752 erklärte, dass „die bisherige und weitere Vorlesung acatholischer Autoren nach der auf allen catholischen Universitäten hergebrachten Freiheit ganz unbedenklich, wenn solches nur mit guter Vorsicht beschicket und die darin befindliche anstössige passagen wohl erklärt, widerleget und unter diesem Vorwandt der studierenden Jugend keine andere gefährliche und unnötige Bücher zugeschoben oder angeraten werden.“ Des weiteren wurde die Censurbehörde (die theol. Fakultät) ermahnt, „discretion zu gebrauchen, und den Gebrauch jener Bücher, welche nicht ex professo von Glaubens- und geistlichen Sachen sondern hauptsächlich nur von juridicis, politicis, historicis, oeconomicis und anderen weltlichen Materien handeln, nicht gleich wegen ein so andrer darin befindlichen Stelle zu verbieten viel weniger denen Professoribus und andern Gelehrten, wan sie dergleichen zu ihrem selbst-eigenen Gebrauch anschaffen, oder verschreiben lassen“, unnötige Schwierigkeiten zu bereiten, „indeme das commercium litterarium mit acatholicis zumahl quo ad iuridica et politica sich in

¹⁾ Die Vorstellungen Ickstatt's gegenüber dem Kurfürsten, der, gewonnen von den Gegnern, dem einstigen Lehrer bereits ein ungnädiges Reskript hatte zugehen lassen, sind b. Kluckhohn a. a. O. S. 46 ff. im Wortlaut mitgeteilt; das äusserst interessante Schriftstück zählt zu den allerwichtigsten Dokumenten der bayer. Aufklärungsgeschichte.

Teutschland weder gänzlich niederlegen, noch über die Gebühr und mass so leicht einschnrenken lasst¹⁾

Die churfürstliche Verfügung bedeutete einen ganz ausserordentlichen Erfolg: die fast auf allen deutschen Universitäten im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts heiss erkämpfte libertas cogitandi war damit wenigstens in ihren Anfängen errungen. In den Augen der Gegner freilich schien der alte Ruhm Ingolstadts, eine „erkatholische“ Universität zu sein, für immer vernichtet.

Ein bitterer Wermutstropfen aber fiel mit in den Freudenbecher des Sieges. Der begabteste und mutigste Schüler Ickstatt's, Joh. Gg. Lori aus dem Wirtshaus am Gründl bei Steingaden (1723—1787), der sich in jugendlichem Ungestüm im Kampf zu weit vorgewagt hatte, musste seinen Lehrstuhl in Ingolstadt aufgeben. Aber gerade er, ein glühender, vor keinem Opfer zurückschreckender bayerischer Patriot, ein begeisterter Schüler Wolffs und Ickstatt's und eine von Unmittelbarkeit des Empfindens und Denkens wie Frische des Wollens sprudelnde, überall Mut und Vertrauen einflössende Persönlichkeit, sollte der Held der bayerischen Aufklärungsbewegung werden.²⁾

Unter Loris mutiger Führung wurde von einem kleinen Kreis Münchener Freunde der Wissenschaft, der sich um den uns bereits bekannten Oefele gesammelt hatte,³⁾ sechs Jahre später zu München eine churfürstliche Akademie der Wissenschaften gegründet, die das im Vergleich zu den bisherigen censurpolizeilichen Verhältnissen ganz Ausserordentliche erreichte, dass die aus ihrem Schoss hervorgehenden Schriften einer fremden Censur nicht unterworfen wurden und nicht bloss dies, sondern auch die Erlaubnis erlangte, zu „Ehren- und ausländischen Mitgliedern“ zu ernennen, wen immer „Stand, Ansehen und Gelehrtheit“ dazu geeignet erscheinen lasse „ohne

¹⁾ Vgl. Universitäts-Archiv L. B. Abt. IV., Fasc. 1.

²⁾ Vgl. über Lori Allg. deutsche Biographie und Rudhart, Erinnerungen an Lori a. a. O. — An beiden Stellen ist auch sehr interessantes archivalisches Material (Briefe Loris) geboten; ausserdem Westenrieder, Beiträge zur vaterländischen Historie I, S. 346 ff.

³⁾ Vgl. hierzu auch „Beiträge z. Gründungsgeschichte d. Kgl. Bayer. Akademie d. W.“ im Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung vom 24. Aug. 1858, S. 811.

allem Ausnahm“ — ohne Unterschied der Stammeszugehörigkeit und ohne Unterschied der Konfession¹⁾ (§ 32).

Freilich zwischen dem 12. Oktober 1758, an dem der erste Beschluss zur Gründung einer „bayerischen Gesellschaft“ gefasst wurde und dem 28. März 1759, an welchem der Churfürst die Satzungen der neuen Akademie genehmigte, liegen heisse Kämpfe.²⁾ Wohl waren Lori und seine vier ersten Vereinsgenossen³⁾, die sich am 12. Oktober „nach Art der Schweizer für die Freiheit der Wissenschaften verschworen hatten“, ängstlich bemüht, ihr Beginnen den Jesuiten und deren Freunden gegenüber so lange als Geheimnis zu wahren, bis der Verein die Churf. Sanktionierung erlangt haben würde. Doch vergeblich. Die Gegner hörten nur zu bald davon und setzten naturgemäss zu verzweifelter Gegenwehr ein. Lori schrieb darüber am 6. Juli 1759 an den Grafen von Zeil „Schon etliche Monat haben wir nach Art der Freimaurer an Errichtung einer Akademie gearbeitet. Wir mussten mit viel Geduld, durch viele Umwege die Berge ersteigen, so all unsern Unternehmungen hier entgegenstehen. Als wir glaubten am Ziel unserer Wünsche zu sein, ist das Geheimnuss Leuten entdeckt worden, vor welchen wir es so lange und so glücklich verborgen hatten. Sogleich wurde das alte Geschütz lagenweis auf uns losgebrannt. Ein Oefele, ein

¹⁾ Vgl. Westenrieder, *Gesch. d. Ak. d. W.*, wo I, S. 21 ff. die Stiftungsurkunde und Statuten der Akademie im Wortlaut mitgeteilt sind. Die hier in () beigefügten Zahlen bedeuten die §§ derselben.

²⁾ Die Protokolle der ersten Sitzungen sind b. Rudhart a. a. O. S. 24 ff. mitgeteilt.

³⁾ Münz und Bergrat v. Limprunn, Hofkammerrat v. Stubenrauch, Prof. d. Mathematik Stigler u. der Münchener Beneficiat Wagenegger. — Ein vollständiges nach Zeit des Eintritts geordnetes Verzeichnis der rasch sich mehrenden in- und ausländischen Mitglieder b. Westenrieder *G. d. A. d. W.* I, S. 417 ff.

Stigler hatte 1757 eine „Anleitung zu denen mathematischen Wissenschaften“ in deutscher Sprache herausgegeben. In der Vorrede betont er: Man dürfe nicht erwarten, alles in seinem Buch zu finden „Dann ich habe nur in so weit gearbeitet, als in deutscher Sprache nach meinen bisher bemelten Absichten keines solchen Buchs kundig ware. Wer es alsdann höher treiben will, der kann sich neben andern des nicht genug zu rühmenden Wolffens bedienen“. — Lori teilt den frühen Tod Stiglers Lambert mit, hinzufügend „einer der nützlichsten Menschen, und was über alles ist, der erste Menschen-Freund“. (A. A. (Archiv der Akademie) a. a. O. 25. Febr. 1761.)

Obermayer, ich und sogar der alte P. Amort wurden als gefährliche Köpfe angegeben, die das alte erzkatholische Land beim Ausland durch ihre Schriften um den guten Ruf bringen könnten, wenn wir nicht mit einem theologischen Kappenzaum und zwar von der hohen Schule in Ingolstadt geführt werden sollten.“¹⁾ Und an den Dechant v. Bassi in Augsburg schrieb Lori in der gleichen Angelegenheit „das Schicksal unserer Akademie hat sich endlich zu unserm Vorteil aufgekläret, obgleich die Polizei durch einen theologischen Ausfall die Unterschrift gegen zwei Monate aufgehalten, weil sie die Censur der akademischen Schriften ihren Mitbrüdern in Ingolstadt in die Hände schieben, mithin, da die Hauptsache nicht mehr zu hintertreiben war, die ganze Gesellschaft ihrem Joch unterwerfen wollte. Wir überreichten S. K. D. eine Mitgliederliste²⁾ und haben gebeten, aus diesen allein Censores zu wählen, widrigenfalls wir ehenter das ganze Vorhaben wiederum in das alte Nichts zu vergraben drohten.“³⁾ Diese Erklärung bestimmte den Fürsten, das Potektorat „dergestalten“ zu übernehmen „dass Wir niemanden über selbe (die Akademie) eine Jurisdiktion gestatten, noch geschehen lassen wollen, dass von der akademischen Versammlung für genehm gehaltene Aufsätze einer anderweitigen Censur unterworfen werden“ (28. März 1759)⁴⁾.

¹⁾ A. A. a. a. O.

²⁾ „in welche wir E. Hochw. nicht ohne Ursache eingeschrieben“,

³⁾ 17. Juni 1759 (A. A.).

⁴⁾ Westenrieder a. a. O. S. 24. — Die Darstellung W. S. 17 f. u. S. 191 ff. erweckt die Vorstellung, als ob die von seiten des Kurfürsten gegen völlige Freigabe der Censur geäußerten Bedenken u. die auf die Erklärung der Akademiker, von ihrem Werke lieber ganz abstehen zu wollen erfolgte kurfürstliche Einwilligung zeitlich auf den 28. März, ja auf einen Zeitraum von wenigen Minuten zusammenfalle. Dass dem nicht so ist, geht schon aus den oben mitgeteilten Briefen hervor; ebenso aus einem Brief Loris an Döpsel in Polling v. 12. Mai 1759 (vgl. Rudhart a. a. O. S. 32). — Auch ist sicher, dass der Churfürst an den ihm vorgelegten Statutenentwurf eigenhändig Korrekturen vorgenommen hat. (vgl. Kgl. Kreisarchiv-München H. R. Fasc. 289, Nr. 8 IV., Prod. Nr. 5). Nr. 6 bildet ein „Pro Memoria“, das die Vorteile, welche eine Akademie d. W. bietet, an der Hand der Geschichte anderer Länder in- u. ausserhalb Deutschlands nachweist: „wann die Bayern von den Vorteilen und dem Ruhm der brauchbaren Gelehrsamkeit, nach dem Urteil der Ausländer, in etwas entfernt zu sein bisher geschienen haben: so ist dieser Abgang



Wir verstehen den Widerstand der Jesuiten und ihrer Anhänger. Die Siege Ickstatt in Ingolstadt und Loris in München bedeuteten den principiellen Bruch mit einem 200jährigen System; sie rissen die Schranken nieder, welche das geistige Regiment des Jesuitenordens seit den Zeiten der Gegenreformation um Bayern gezogen hatte.

„Weder auf eine Nation noch auf Religionen wird Rücksicht genommen“, schrieb Lori triumphierend an den Schwaben Hermann von Königsegg.¹⁾ Schon in den allernächsten Jahren sehen wir neben bayerischen Patrioten auch zahlreiche Nicht-bayern, neben Katholiken auch Protestanten, neben Männern wie Eus. Amort, Döpsel, Goldhofer, Oefele, Forster, Osterwald, Ickstatt und Wolter einen Gottsched, Haller, Tscharner, Chr. Fr. Pfeffel, Lambert und Euler gemeinsam an der Hebung und Veredelung von Land und Volk arbeiten. Und in der von 1764—68 in vier starken Oktavbänden erschienenen Wochenschrift „Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen“

besonderen Umständen, nicht aber der Unfähigkeit der Nation zuzuschreiben, welche ganz gewiss durch Ehrliche und Aemsigkeit zu den Einsichten anderer Völker in Bälde sich werden emporschwingen“. — Nr. 8 III, Prod. 4, bildet eine „Pro Nota“, welche die Notwendigkeit der Censurfreiheit darlegt. Punkt 3 betont, dass ja Theologen Mitglieder seien: werde doch die Akademie allem Ansehen nach „aus $\frac{2}{3}$ Ordenspersonen bestehen, weil bisher wenig Welt-Leute in Bayern noch (weder?) Gelegenheit noch Zeit gehabt, auf ernannte Wissenschaften („die historisch-physisch-mathematisch- und chymischen Sachen“) sich zu legen“ — die erwähnten Schriftstücke sind, so weit sie d. V. vorlagen, leider ohne Datum und Unterschrift, stammen aber wie aus einer Notiz in Nr. 8 IV, Prod. 6 hervorgeht, bereits aus dem Jahre 1759; als ihr Verfasser darf mit Sicherheit Lori betrachtet werden. — Die Formulierung der Briefe Loris an v. Bassi u. vor allem an Döpsel legt sogar die Auffassung nahe, dass die churfürstliche Genehmigung erst einige Zeit nach dem 28. März, dem Tag, von dem die Stiftungsurkunde datiert, erfolgt sein könnte. Dafür würde auch die Thatsache sprechen, dass sich unter all den in freudvoller Stimmung geschriebenen Briefen Loris über den endlichen Sieg in der Censurfrage, soweit d. V. sieht, keiner aus der Zeit vor dem 12. Mai vorhanden ist. Wäre die Angelegenheit schon am 28. März zur endgiltigen Entscheidung gekommen, so wäre doch mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, dass L. die Mönche in Polling, denen er über den Fortgang der Ereignisse regelmässig berichtete (vgl. Rudhart a. a. O. S 29 ff.) nicht erst am 12. Mai davon benachrichtigt hätte. Sollte die Urkunde vielleicht auf den 28. März, den Geburtstag des Kurfürsten, zurückdatiert worden sein?

¹⁾ Lori am 3. Heumon. 1759 (A. A.).

flutete die neue deutsche Litteratur in zahlreichen poetischen und prosaischen Proben in das Land herein: es war die Ideenwelt der jungen protestantischen Dichterkreise des mittleren und nördlichen Deutschlands und der berühmten moralischen Wochenschriften, vor der ein Hieber seine Leser noch so ängstlich gehütet hatte. So wurde die Gründung der Akademie für Bayern gewissermassen die Vorläuferin des späteren Toleranzedikts vom J. 1800. Der bayerische Stamm fing an, sich mit seinen Bruderstämmen wieder geistig zusammenzuschliessen und, wie uns gerade die erwähnte Wochenschrift und der ihr 1768/69 folgende „Patriot in Baiern“ beweisen, an dem deutschen Geistesleben wieder selbstthätigen Anteil zu nehmen.

Triumphierend wie in dem Brief an v. Königsegg berichtet Lori von dem durch die Gründung der Akademie angebahnten Umschwung der Dinge an zahlreiche Gelehrte des In- und Auslands.

An seinen einstigen Lehrer Ickstatt schreibt er „Ist in der Einrichtung etwas Gutes und kommen wir bald zu stande, wird es die Nachwelt E. E. grösstenteils verdanken müssen. Sie haben zuerst die Barbarei in unserm Land angegriffen und die Köpfe rege gemacht, die jetzt Hand an den Pflug legen können. So wenig E. E. würden vor etlichen Wochen geglaubt haben, den Hof in gelehrte Sachen einzuflechten: so wenig sollen sie an der Ausführung zweifeln. . . . Ich kann unsern Leuten allhier die Räder der ganzen Maschine nicht sehen lassen, bis wir alle Federn können spielen lassen. Wir lassen alle kleinmütige Geister indes sprechen und ich bin von der Gattung Leuten nicht, die ohne Frucht arbeiten wollen, ich bin aber von der Art Soldaten, die ihren Mut, dem Vaterlande zu dienen und (dessen) Ehre zu retten, nicht sinken lassen, wann man gleich einen grössern Haufen unregulierter Völker gegenüber bei ihrem Wachtfeuer schlafen siehet. Nachdem wir den Berg, worauf unsere Fürsten wohnen, und neben diesen auch eigennützige Feinde der Wissenschaften überstiegen und das ganze Ministerium unter unsere Fahnen geworben haben: liegt es nur daran, dass wir gründliche und nützliche Abhandlungen zu Ende des Jahres in die gelehrte Welt schicken können“.¹⁾ —

¹⁾ 22. Juni 1759 (A. A.). Bei der Beurteilung der formellen Seite dieser Briefe Loris muss berücksichtigt werden, dass hier durchweg nur deren Entwürfe vorlagen; dasselbe gilt von denen des späteren Sekretärs Kennedy.

An Forster in Regensburg schreibt Lori „Es gehen unsere Sachen so gut, als wir es nur wünschen können. In Tyrol, in der Schweiz, in der Pfalz am Rhein sind die gelehrtesten Männer in unsere Gesellschaft getreten, deren Ruhm und Mitwirkung der neuen Akademie auf die Beine helfen muss. — Gott gebe, dass die catholischen Höfe an dem Bau der Wissenschaften endlich einmal mit vereinten Kräften arbeiten möchten!“¹⁾ Und an den in Leipzig weilenden Wolter, wo Lori bei einem früheren wenn auch nur kurzen Aufenthalt rasch Freunde gewonnen hatte, schreibt er „Unsere verlegnen Köpfe im Land werden wir aus der Schlafsucht gewiss aufwecken. Nur eine kurze Zeit Geduld, so werden wir zeigen, dass die Bayern zu den Wissenschaften so gut aufgelegt sein als andere. . . . Schreiben Sie uns das Urtheil der Sachsen, denn S. K. D. vernehmen gern, wenn diese Anstalt bei Fremden Beifall findet.“²⁾

Denselben freudigen Ton, wie er aus den Briefen Loris uns entgegenklingt, finden wir in den zahlreichen Glückwunschschreiben, die aus dem In- und Ausland auf die Kunde von Loris Sieg eintrafen. Es ist etwas von frisch-froher Frühlingsluft nach langem Winterschlaf, das uns aus diesem Briefwechsel der ersten bayerischen Akademiker und ihrer Freunde entgegenweht.

Dekan Bruker in Augsburg schrieb „Mit was Vergnügen ich den glücklichen Fortgang der entworfenen Akademie d. W. erfahren, kann ich E. W. mit Worten genugsam nicht ausdrücken. Der Himmel mache dieses gelehrte Band so feste, dass es weder Dummheit noch Aberglauben, oder Unwissenheit noch Barbarei unter einem so gnädigen Schutz trennen mögen.“³⁾ — Der treffliche Benediktiner Ildephons Kennedy im Schottenkloster zu Regensburg, der später (1761) Sekretär der Akademie wurde, war schon im Herbst 1758 mit in das Geheimnis eingeweiht worden. Er teilt mit Lori vor allem den zukunftsfrohen Glauben an die Leistungsfähigkeit des bayerischen Volkes „ich bin überzeugt, dass

¹⁾ 25. August 1759.

²⁾ 21. Juni 1759. Wolter auffordernd, in Sachsen Mitglieder zu werben, fügt L. noch hinzu: „Sachsen ist von langer Zeit uns Teutschen, was seit der Wiederherstellung der Wissenschaft in Italien Toskana gewesen“ (5. Aug. 1759).

³⁾ Augsburg 15. Brachm. 1759.

vermittels (dieser „gelehrten Gesellschaft“) der schon lange herrschende Vorwurf wider die Fähigkeit und Geschicklichkeit der Einwohner auf einmal gehoben werden muss“¹⁾. — „Es wird alles gut gehen, wir werden geschickte Leute bekommen und noch geschicktere mit der Zeit machen; denn es wird sich ein jeder ihm selbst eine Ehr zu machen Fleiss anwenden. In Bayern haben wir gewiss muntere Köpfe, welche nur aufgewiegelt zu werden, um etwas rechtschaffenes hervorzubringen, vonnöthen haben“.²⁾

Die Glückwünsche Gottscheds sind bereits von Thiersch veröffentlicht worden;³⁾ Tscharner in Bern schrieb „als Schweizer und als Calvinisten können wir anders nicht als Ihnen wegen Befreiung von der Aufsicht der H. H. Jesuiten Glück wünschen“.⁴⁾ Denn „wenn die Freiheit irgendwo nötig ist, so ist sie für das Genie und die Talente nötig.“

Der Jubelton war begründet. Bedeuten doch die Satzungen der neuen Akademie schon an sich einen ganz ausserordentlichen Fortschritt über den Parnassus Bocius hinaus. Nicht bloss Censurfreiheit und Freiheit des litterarischen Commerce's!, auch Geist und Methode sollten den Forderungen des neuen Geisteslebens entsprechen. „Auf nichts als auf die Wahrheit soll eine Rücksicht genommen, und diese durch die Anzeigung ächter Gründe erwiesen, schulsektenmässige aber und ungegründete Vorurteile nicht geachtet werden“ (§ 44). „Alle Teile der Weltweisheit soll man von unnützen Schulsachen und Vorurteilen zu reinigen suchen; besonders aber mit der Sittenlehre, dem Naturrechte und der Politik sich beschäftigen.“ In der Naturlehre soll stets der empirisch-induktive Weg eingehalten werden.

¹⁾ „Insonderheit unter dem Vorsitz so fürtrefflicher Männer: ich schmeichle nicht, denn ich verabscheue eine solche Niederträchtigkeit.“ „Dass man sich eine Zeitlang geheim halte, ist vieler Ursachen wegen sehr vernünftig und rathsam: nichts vor der Zeit; das Stillschweigen habe ich längstens gelernt“ (Regensburg 4. Dez. 1758).

²⁾ „Die Herren Protestanten in Regensburg werden das ihrige thun, wie ich aus verschiedenen Reden derselben mehrmalen abnehmen können“ (28. Aug. 1759).

³⁾ Vgl. akademische Festrede von Fr. Thiersch 1849.

⁴⁾ „nicht dass die Wissenschaften diesen H. H. nicht wirklich viel zu danken hätten: allein wir stehen in dem Glauben, dass dieser Orden seinen eignen entzweck habe und diese entzweck zuweilen eine aufhaltung des Lichtes der Wissenschaft fordern können“ (Bern 8. Juni 1759).

Hier „hat man durch Versuche die Wirkungen der Natur mehrers auszuforschen; von den Erfahrungen zu den Ursachen aufzusteigen“ (57 und 58). Solche Normen bedeuteten den principiellen Bruch mit der Scholastik.

Bei allen Fortschritten hielt man aber doch auch wieder treu zur einstigen Vorläuferin. Gleich in den ersten Sitzungen bezeichnete man den Verein lediglich als eine Erneuerung des früheren Musenvereins und forderte alsbald dessen einziges noch überlebendes Mitglied, den greisen Amort zum Wiedereintritt auf, der diesem Ruf auch gerne Folge leistete.¹⁾ Wie die Mitglieder des Parnassus Boicus wollen unsere neuen Akademiker die vaterländische Geschichte besonders pflegen (43 u. 50) dabei aber „nicht auf das Leben der Regenten allein, sondern auf die Rechte, Gewohnheiten, Polizei der Nation überhaupt, das Augenmerk richten“ (55). Neben dieser historischen Klasse der Akademie soll eine philosophische treten. Aufgabe der letzteren

¹⁾ Auch taktische Gründe mögen dafür massgebend gewesen sein, den jungen Verein zunächst als eine Fortsetzung des eingegangenen P. B. einzuführen. Die ausserordentlich abfällige Kritik, welche in oben erwähntem Brief Gottsched am Parnassus Boicus übt, weist Lori entschieden zurück. Gottsched schrieb: „dass aber der P. B. zum Gewährsmann dieser trefflichen Anstalt, oder doch zu ihrem Vorläufer erkläret worden, hätte mir fast ein lautes Gelächter abgedrungen! Um Gottes Willen! gedenken doch E. H. des Parnassus in den Schriften d. G. nicht mehr, wenn Sie nicht alle Ihre Bemühungen bei dem grössten Teil von Deutschland lächerlich machen wollen. In den kritischen Beiträgen, die hier zwischen 30 und 40 herauskamen, ist das Urtheil zu sehen, welches eine so unzeitige Geburt damals bei der Morgenröthe unserer Litteratur verdienet hat. (Das war durchaus nicht so ungünstig vgl. o. S. 66 Anm. u. S. 77, Anm). „Was würde nicht jetzo im hellen Mittag des guten Gesckmackes für eines erschallen?“ (23. Heum. 1759: A. A.). Lori erwiderte „So schlecht die Bemühungen in dem Parnasso Boico immer ausgefallen sein mögen; so werden doch die Absichten der herrlichen Patrioten alle Zeit lobenswürdig bleiben. Mitten in der herrschenden Unwissenheit, ohne Schutz des Hofes und Beistandes der Freunde haben ein Paar Köpfe weder sich noch andere aus der Barbarei auswickeln können“. (25. Nov. 1759: A. A.) — Lori war sich wohl bewusst, wie wichtig es für den gesicherten Bestand der von ihm gegründeten Akademie war, dass sie einen staatlichen Charakter bekam. Am 11. Juli 1761 schrieb er nach Polling „Ich danke Gott, dass es mir gelungen ist, meinen, schier allen Leuten unmöglich geschienenen, Plan doch so weit hinauszuführen, dass Europa weiss, die Bayern haben eine Akademie, die der Hof aus einem Ehrenpunct nicht mehr kann sinken lassen (vgl. Rudhart a. a. S. 35, No. XI.).

wird vor allem sein, eine gereinigte Weltweisheit zu bieten und die Natur des Vaterlandes zu erforschen. Von der Arbeit auf letztgenanntem Gebiet wird Förderung aller praktischen Berufszweige, der Landwirtschaft und aller Gewerbe erwartet (56 ff.). Die Pflege der Philosophie wurde auf den ausdrücklichen Rat des Augsburger Philosophen Brucker mit in das Programm aufgenommen.²⁾

²⁾ Brucker in Augsburg, dem der Entwurf der Statuten von Lori übersandt wurde, hat an deren Gestaltung thätigen Anteil genommen. Dankbar schreibt ihm Lori „Schiffen wir einmal in die gelehrte Welt hinaus, werden wir es den Nachkommen sagen, wer der Akademie in ihrer Wiegen zum ersten beigestanden“ (30. Juni 1759). „Seie es, dass andere Akademien allein die experimental Physik und mathematik treiben: so ist es doch auf der Einraten geschehen, dass wir unsere Grenzen auf die Philosophie mit Vorteil erweiteret haben: denn in Freising, Schlehdorf etc. finden sich in der Wolfischen Philosophie trefflich und geübte Geister, die sich ohne Forcht der Ketzerei den verdorbenen Sitten Lehren entgegensetzen. (11. Septbr. 1759). Der Briefwechsel zwischen Lori und Brucker enthält auch sonst noch mancherlei interessante Bemerkungen. Am 22. Juni 1759 schrieb Lori „der Beifall von E. H. gilt uns zur Aufmunterung mehrer, als uns hundert halbgelehrte Köpfe mit ihren kleinmütigen Urteilen und kurzen Einsichten einschlagen können. Unterstützen Sie uns durch Ihre Arbeit und Ansehen bei der gelehrten Welt, so werden wir bald das Joch vom Halse ziehen und mit der Zeit die mittägige Teutsche (sic) gegen die Spöttereien unserer Landsleute gegen Nord (sic) rächen können“. „H. v. Wolter hat in Dresden schon die Trommel gerührt. Die Herrn Sachsen wollen mitarbeiten und freuen sich, dass eine so schöne Provinz des Teutschlands (sic) anfängt aus ihrem langen Schläfe zu erwachen.“ „Wenn unser lieber Oefele mehr Mut und weniger Liebe zur Einsamkeit hätte, würde die Wahl in der historischen Klasse nicht schwer sein.“ (Lori 17. Juli 1759) — Auffällig erscheint, dass Brucker nicht Mitglied der Akademie wurde. In der That hatte er in seinem Brief vom 17. Brachm. 1759 für sich und seinen Sohn den Eintritt zugesagt. Am 31. (?) Erndem. 1759 aber entschuldigt er sich mit hohem Alter und viel Arbeit. Auch glaubt er, dass seine Abhandlung, Geschichte der bayerischen Philosophie unter Kaiser Ludwig, Staub aufwirbeln würde. So gelind seine Anmerkungen über Thurmair von Abensperg gewesen, seien sie doch von der Freisingschen Censur des Kerkers und Feuerhaufens werdigt erachtet worden. „Werden dergleichen Bemerkungen nicht so ins Wespennest stechen, dass dadurch der erfreuliche Anfang der Akademie betrübt (sic) gehindert würde?“ Auch an § 38 der Statuten, dass niemand den Namen eines Mitgliedes der baierischen Akademie einer Schrift vordrucken lassen dürfe, die von der Versammlung nicht sei genehm gehalten worden, nahm Br. Anstoss. Der

Vor allem aber freuen wir uns über das treue Festhalten an dem schönsten und besten Vermächtnis des Parnassus Boicus: ihre Muttersprache wollen auch die neuen Akademiker pflegen und fördern. Doch auch hier zugleich ein überaus wichtiger Schritt über den P. B. hinaus! Der partikularistische Standpunkt Hiebers und Kanders wird stillschweigend aber zielbewusst aufgegeben. „Unsere Geistliche — schreibt Lori an Gottsched — sind nicht alle zufrieden, dass sie in deutscher Sprache zu schreiben angewiesen worden. Wir halten aber unerbittlich auf das 46. Gesetz (der Statuten),¹⁾ weil wir zu gleicher Zeit, ohne es merken zu lassen, die Muttersprache in unsern Gegenden genauer und vollkommener zu machen (uns entschlossen haben.“²⁾

Dem prinzipiellen Umschwung, den hier die Akademie in der wichtigen Frage des Anschlusses an das Mitteldeutsche als allgemeine deutsche Litteratursprache anbahnte, suchte jetzt auch die Jesuiten-Schule Rechnung zu tragen. 1764 gab Ign. Weitenauer S. J. aus Ingolstadt (1709—1783) seine „Zweifel von der deutschen Sprache“ heraus in denen sich d. V. in allen wichtigen Fragen fast durchweg an Gottsched anschloss, doch ohne den Namen dieses „grössten Sprachlehrers der Gelinden“, wie er die Vertreter des Mitteldeutschen nennt,³⁾ wirklich zu erwähnen.

Weitenauer strebt eine einheitliche Schriftsprache an. Die provinziellen Unterschiede wie die Inkonsequenzen und Widersprüche innerhalb der einzelnen Sprachprovinzen setzen einer solchen Einigung freilich zahllose Schwierigkeiten, Fragen und Zweifel entgegen. Diese will d. V. so weit sein Können reicht, auflösen, sich dabei aber „für diesesmal aus den Schranken der Orthographie oder Rechtschreibung nicht hinauswagen“. Nach welchem

Versuch L'. diese Bedenken zu zerstreuen blieb erfolglos. Für diesen, wie wir aus seinen Briefen sehen, eine schwere Enttäuschung. — An Tschärner in Bern schrieb Lori in Bezug auf eben jenen § 38, dass dieses Verbot „nur auf unsere inländische geistliche Mitglieder zu verstehen sei, aus dem heimlichen Grund, damit diese Herrn durch theologische Aufsätze uns nicht in üblen Ruf bringen mögen“. (Lori 23. Nov. 1759).

¹⁾ § 46 bestimmte, dass die Arbeiten aller Mitglieder, welche veröffentlicht werden sollen „in reiner deutscher Sprache verfasst sein, oder übersetzt werden müssen“.

²⁾ Lori am 22. Juli 1759.

³⁾ Vgl. Weitenauer a. a. O. S. 28.

Gesichtspunkt aber soll der Ausgleich stattfinden? So wenig die einzelnen Stämme im alten Griechenland sich gegenseitig einen Vorzug eingeräumt haben, so wenig wird in Deutschland „jemals ein Land das andere für seinen Schiedrichter (sic) erkennen. Aber könnte nicht etwann die Vernunft selbst in vielen Stücken einen Ausspruch thun und in andern einen ehrlichen Vergleich vorschlagen“¹⁾ Man würde sich täuschen, wollte man nach dieser Vorrede etwa erwarten, dass W. zwischen dem Standpunkt eines Hieber und Gottsched einen wirklichen Vergleich anstrebte. W. will offenbar nur die Stammesempfindlichkeit schonen. Bei der Auflösung der Zweifel lässt er die Vernunft in der Mehrzahl der Fälle eine Entscheidung treffen, die den Anschluss an die mitteldeutsche Schreibweise bedeutete. Das Büchlein, das Belesenheit in der einschlägigen Litteratur verrät und mit warmer Liebe für deutsche Sprache und deutsches Wesen geschrieben ist, stellt einen wichtigen Fortschritt dar. Eine in wissenschaftlichen Fragen autoritatives Ansehen genießende Persönlichkeit aus den Reihen der Jesuiten heraus trat hier zwar vorsichtig aber doch entschieden für Annäherung an das Mitteldeutsche ein. Da aber die Schrift mehr eine principielle Besprechung einiger wichtiger, vor allem orthographischer Fragen, als eine systematische Grammatik darstellte, konnte sie den Bedürfnissen nicht völlig genügen. Da fiel der Blick der Akademiker auf den Benediktiner Heinrich Braun, damals Professor der Theologie in Tegernsee, der bereits durch Beiträge zu den „Baierischen Sammlungen“ Proben seiner Befähigung für Pflege der deutschen Sprache und deutschen Litteratur abgelegt hatte; er wurde 1765 an der Akademie als eigener Lehrer der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst angestellt. Damit war eine Persönlichkeit gewonnen, die es sich zur besonderen Lebensaufgabe machen konnte, die neuhochdeutsche Schriftsprache auch in Bayern zur allgemeinen Litteratursprache zu machen; ein doppeltes war hiezu nötig: es mussten für die Schule wie zum allgemeinen Gebrauch entsprechende Lehr- und Andachtsbücher geschaffen oder schon vorhandene in die neue Schriftsprache umgegossen werden, und die in dieser Sprache bereits entstandene neuhochdeutsche Litteratur allgemein bildenden Inhalts, poetische und prosaische, musste als Lektüre allgemein zugänglich und nahe

¹⁾ Vgl. Weitenauer a. a. O. Vorrede.

gebracht werden. Beide Aufgaben löste Braun. Noch i. J. 1765 übernahm er die Redaktion der bereits erwähnten „Baierischen Sammlungen etc.“, andererseits gab er noch im gleichen Jahr eine Anleitung zur deutschen Sprachkunst heraus, der er in den nächstfolgenden Jahren andere Lehrbücher sowie mehrere Andachtsbücher folgen liess.¹⁾

In seiner „Anleitung zur deutschen Sprachkunst“ spricht sich Braun offen über den prinzipiellen Anschluss an die Sprache der „Niederdeutschen“ aus, Gottsched als deren Führer bezeichnend. „Es ist wahr, dass kein deutsches Volk das strenge Recht habe, dem anderen seine Schreibart aufzudringen. Allein was schadet es nun einem Volke, wenn es von seinen Nachbarn dasjenige annimmt, was wirklich schön und gut ist. Die griechischen Provinzen hatten auch eine jede ihre besondere Mundart, die griechische Sprache blieb in der Hauptsache darum doch nur eine einzige. Und so haben die Gasconier noch heute (sic) zu Tage eine ganz andere Mundart als die Normänder; ihre französische Rechtschreibung, Etymologie und Wortfügung ist darum doch einander ganz gleich. Warum soll dann dieses bey uns Deutschen nicht eben sowohl angehen können?“ Ist doch eine solche Gleichförmigkeit in einer jeden Sprache an sich selbst etwas gutes, schönes und nützliches, denn von ihr hängt „die Vollkommenheit und Schönheit“ derselben in erster Linie ab.²⁾

¹⁾ Br. betonte, dass „alle Lehrbücher und Vorlesungen nichts nutzten, wenn die Schul- und Evangelienbücher nicht von orthographischen Fehlern gereinigt und in einer guten Uebersetzung geliefert würden“. Die Akademie stimmte Braun bei und übernahm den Verlag. (vgl. pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern aus ächten Quellen 1783, S. 7). Von diesen religiösen Schriften sei hier nur auf die 1766 erschienen „heilige Evangelien und Episteln“ hingewiesen, denen späterhin eine Uebersetzung der ganzen Bibel folgte; ausserdem sei noch die 1790 herausgegebene Uebersetzung des Thomas von Kempen (Nachfolge Christi) erwähnt, eine Arbeit, die schon der Parnassus Boicus 1725 angeregt hatte unter nachdrücklicher Empfehlung des trefflichen Buches (P. B. III, 391). Ueber die Gründe, welche Braun zum Austritt aus seinem Orden (Benediktiner) bewogen haben, schreibt Kennedy als Sekretär der Akademie an Felbiger: vor 12 Jahren habe derselbe einen Process zu Rom ratione Professioni vi compulsus angefangen. „Weil er aber minus habens war, so blieb alles wie gewöhnlich zu Rom hängen, bis S. Ch. D. ins Mittel getreten und ihn mit einem Canonicat versehen haben“ (A. A.).

²⁾ Vgl. Braun a. a. O. Vorrede und Einleitung S. 2 f. Ganz ähnlich Gottsched in seiner Grundlegung a. a. O. S. 71.

„Nun fraget sichs, von welchem deutschen Volkesoll man die Regeln erhalten? Antwort: von demjenigen, welches sich auf die Auszierung und Bereicherung unserer deutschen Sprache am fleissigsten verleget, und die besten deutschen Schriftsteller aufzuweisen hat. Und dies sind ganz unstreitig die Niederdeutschen: wir können es selbst nicht leugnen. Nach diesem richten sich schon die meisten übrigen deutschen Provinzen, dahingegen unsere bisherige oberdeutsche Schreibart nirgend anderswo das Glück gehabt hat, Eingang und Beyfall zu finden.“ Diese Gesichtspunkte sind massgebend für Brauns Grammatik: durch sie soll nicht etwa „eine neue Sprache aufgebracht, sondern vielmehr unsre alte bayerische Muttersprache nach den Regeln einer richtigen Sprachkunst eingerichtet und wenigstens im Schreiben und Drucke eine Gleichförmigkeit mit den meisten übrigen deutschen Provinzen eingeführt werden. Ein Unternehmen, das Gott segnen und viele nützliche Früchte bringen lassen möge.¹⁾ Gottscheds Grammatik bildet dabei das Vorbild für Braun, doch übt er gelegentlich auch Kritik an diesem.²⁾ An Belesenheit in der germanistischen Litteratur überragt er seinen Vorgänger Weitenauer; doch hält er sich nirgends sklavisch an das Fremde. Gesundes Urtheil und Beherrschung des Stoffes kommen d. V. bei seiner Arbeit trefflich zu statten. Auf 613 Seiten gliedert sich das Werk in vier Hauptstücke: Orthographie, Prosodie oder Syllben (sic) und Tonlehre, Etymologie oder Wörterlehre und Syntax oder Wortfügung umfassend. Zahlreiche lexiconartige Wörterverzeichnisse sichern in zweifelhaften Fällen die richtige Anwendung der Regeln. In ausführlichen Anmerkungen zu den allgemeinen Gesetzen werden die Punkte, in welchen im einzelnen Fall die bisherige bayerische Schriftsprache von der hier festgelegten Norm abweicht, gezeigt und die Gründe, aus denen die gegebene Regel vorzuziehen ist, besprochen. Die leitenden Gesichtspunkte bei Herstellung der notwendigen Gleichförmigkeit sind d. V. die gute Aussprache, die Grammatik, Etymologie und Analogie sowie „die Wesenheit der Wörter selbst und der Gebrauch dieser Wörter, so wie man denselben in guten Büchern

¹⁾ Vgl. Braun a. a. O. Vorrede.

²⁾ Provinzialismen wie „hast du Bücher? ich habe welche“ weist er zurück (vgl. S. 388).

findet.“¹⁾ Dem letzteren wird bei Besprechung der einzelnen Fragen (Fragen im Sinn Weitenauers) ein weitgehender Einfluss eingeräumt. Denn was ist das Hochdeutsche? es ist die Sprache, welche „von klugen und über den Pöbel erhabenen Leuten geredet“ wird, in welcher „die meisten und besten Bücher geschrieben“ sind, die „man in allen Ländern Deutschlands versteht“, von der „niemand abweicht, den nicht entweder die Unwissenheit oder die Eigenliebe gegen der (sic) von Jugend auf angewöhnten fehlerhaften Aussprache verleitet“. ²⁾ Welches aber sind die besten Schriftsteller? Offenbar „diejenigen, so als die besten von den Gelehrten insgemein erkannt werden, und denen der allgemeine Beifall das Wort redet“. ³⁾ Es ist derselbe Standpunkt, den bereits vor 40 Jahren Hieber (vgl. o. S. 65 ff.), 20 Jahre nach diesem Gottsched vertreten hatte⁴⁾ — wie verschieden aber waren die Konsequenzen, die Hieber und Braun zogen!

Mit Liebe und Hochachtung spricht Braun überall von seiner Muttersprache. Mit Unwillen blickt er auf die vielen Fremdlinge im Wortschatz, die sich bereits in einem Mass eingebürgert haben, dass sie heute „ein notwendiges Uebel“ geworden sind, so dass man sie „nicht mehr gänzlich ausmärzen kann, ohne damit undeutlich oder lächerlich zu werden“. Gleich Hieber geisselt er die vielen Fremdwörter neueren Datums, ausserdem die „halbdeutsch gekleidete Wörter, welche halb mit lateinischen und halb mit deutschen Buchstaben aufgezogen kommen wie dociren, avisiren, Finanzen, Maculatur u. d. gl.“⁵⁾ Die meisten dieser erst jüngst eingeschleppten Fremdwörter

¹⁾ Braun a. a. O. S. 38. — ²⁾ Braun S. 7. — ³⁾ Braun S. 6.

⁴⁾ Gottsched betont: um die Regeln einer Sprache festzusetzen, „muss man auch den Gebrauch der besten Scribenten zur Hülfe nehmen“; wohl sollen diese Scribenten im allgemeinen nicht alle aus einer Provinz stammen (a. a. O. S. 2), andererseits aber hat unsere Sprache („die heutige sächsische Mundart“) seit den Zeiten eines Opitz u. Fleming, im goldenen Zeitalter der beiden Auguste „einen Grad der Vollkommenheit erreicht“, dass es wünschenswert erscheint, den jetzigen Stand grammatikalisch festzulegen (S. 12 f.).

⁵⁾ Diese Art, beim Gebrauch von Fremdwörtern den fremden Stamm und die deutsche Endung durch lateinische bzw. deutsche Buchstaben kenntlich zu machen, finden wir sowohl von den Isarfreunden wie den Mitgliedern des Parnassus Boicus beobachtet. Leider wurde bei der Drucklegung übersehen, diese Schreibweise bei einigen mitgeteilten Proben durch verschiedene Lettern zu illustrieren.

können durch deutsche ersetzt werden, ist doch unsere Muttersprache „an Wörtern so reich, in Ausdrücken so zierlich, und in Zusammensetzungen weit glücklicher, als immer eine andere: sie gibt der Lateinischen und Griechischen selbst nichts nach. Nur schade, dass wir oft bisher, was ausländisch ist, hoch geschätzt, unsre eigne Muttersprache aber, so spät zu verbessern, und den fremden Sprachen an die Seite zu setzen, angefangen haben.“¹⁾

Schon i. J. 1764 hatte ein churfürstlicher Erlass bestimmt, dass alle Kandidaten geistlichen Standes, welche sich um einen churf. Tischtitel bewerben, vorher an der Akademie eine Prüfung aus der Universal-Historie, Arithmetik und deutschen Schreibart ablegen sollten. Zugleich hatte die Akademie den Auftrag erhalten, „ein gutes Handbuch zu solchem Gebrauche“ in Vorschlag zu bringen.²⁾ Durch den Eintritt Brauns im Frühjahr 1765 wurde es der Akademie möglich, innerhalb weniger Monate dem churf. Wunsche zu willfahren.³⁾ Brauns Anleitung zur deutschen Sprachkunst wurde der churfürstliche Beschluss (vom 22. Mai 1765) vorgedruckt, dass künftig im ganzen Kurbayern alle geistliche Kandidaten sowie „alle diejenigen, welche sich dem deutschen Schulhalten zu widmen gedenken“ nach diesem Buch geprüft⁴⁾ werden sollten; dasselbe auch in allen Schulen

¹⁾ Vgl. Braun a. a. O. S. 251 f.

²⁾ Die Akademiker erwiderten auf den erwähnten churfürstlichen Erlass zunächst mit einem Gutachten vom 23. Dezember 1764, in welchem sie betonten: „nun gd. Herr Herr würde schwerlich ein solches Buch hiesiger Landen zu finden sein, welches der vorgesetzten Absicht ein Genügen leistete, da sich unsere Oberdeutschen, besonders aber unsere katholischen Landsleute um die deutsche Sprache und um eine reine deutsche Schreibart bisher sehr wenig bekümmert haben. Hingegen hat man zwar von Protestantischen Autoren dergleichen gute Bücher genug; allein viele derselben, besonders die deutschen Schulbücher, enthalten solche Dinge, welche bei unserer Katholischen Jugend Anstößigkeiten verursachen könnten“. Deshalb wird innerhalb etwa dreier Monate die philosophische Klasse ein solches Buch liefern, die historische aber ein Compendium der Geographie und Historie. (Vgl. Archiv der Akademie, Fach 199, Nr. 1).

³⁾ Näheres Wolfram a. a. O. S. 13.

⁴⁾ Auf Gesuch der Vorstände in Ingolstadt und Salzburg sollte künftig fragliche Prüfung an diesen Orten selbst von Mitgliedern der Akademie abgehalten werden und zwar in Ingolstadt von Dr. C. v. Leitner und Dr. Carl, in Salzburg von H. Scholliner und Michael Lori. Die

des Landes einzuführen und die Schuljugend darnach zu unterweisen sei.

Durch diesen Erlass war die über 200 Jahre alte Streitfrage auch für Bayern zu Gunsten Luthers und seiner Nachfolger auf sprachlichem Gebiete entschieden. Der churf. Entschluss könnte als unnatürlicher plötzlicher Eingriff in die Entwicklung einer Sprache erscheinen; allein etwas war er doch bereits vorbereitet. Schon aus den im Vorstehendem gebotenen wenigen Proben der letzten zwei Jahrzehnte konnten wir sehen, wie der partikularistische Standpunkt mehr und mehr aufgegeben wurde. Auf jeden Fall aber war es eine Verfügung von ganz ausserordentlich fruchtbarer Wirkung: ohne völligen Anschluss an das in den letzten Decennien zur deutschen Litteratursprache erstarkte „Meissner Deutsch“ wäre auch die zu Ingolstadt und München in den Jahren 1752 und 1759 errungene Freiheit des litterarischen Commerciums in ihren Wirkungen wieder grossenteils lahm gelegt worden, ein geistiges Wieder-Zusammenwachsen mit den übrigen deutschen Stämmen nicht möglich gewesen.

Doch nicht bloss den Theologen in Bayern, auch sonst in der gelehrten Welt hielt es damals Männern von selbst bedeutendem Ruf immer noch recht schwer, sich der deutschen Sprache zu bedienen. Kennedy musste als Sekretär inländische wie auswärtige Mitglieder immer wieder darauf aufmerksam machen, dass ihre Arbeiten nur in deutscher Sprache von der Akademie veröffentlicht werden können. Euler schrieb: „Es ist wahr, ich hätte meine übersandte Probe-Schriften sogleich in teutscher Sprache aufsetzen können, aber ich habe die Ehre, E. H. zu berichten, dass ich von Jugend auf alles, was zur Mathematik gehört, lateinisch oder französisch zu schreiben, zu lesen — ja sogar zu denken gewohnt worden, und dass es mir anjetzo allemahl etwas schwehr fällt, eine mathematische Schrift teutsch abzufassen.“¹⁾ Und Klopstock drückte in seiner gelehrten

Attestatte dieser Examinatoren sollen an die Akademie gesandt und von dieser die Zeugnisse ausgestellt werden. (vgl. Archiv der Akademie a. a. O. — 15. Mai 1766).

¹⁾ Will sich aber künftig bessern, „es soll mir ohne dies sehr lieb sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit die deutsche Sprache fertig und ohne Fehler werde schreiben lernen, um dermaleins die fast allgemeine Schande meiner Lands Leute, zum wenigsten von mir abwerfen zu können“. (Euler den 27. Herbstm. 1763: A. A.).

deutschen Republik seine dankbare Freude darüber aus, dass die Münchener Akademiker „wüssten, dass sie Deutsche sind“. ¹⁾

Kehren wir nochmals in das Gründungsjahr 1759 zurück! Unermüdlich sehen wir Lori bayerische und nichtbayerische Gelehrte aufmuntern, Beiträge zu liefern, damit die erste Ausfahrt in die gelehrte Welt eine rühmliche werde. Er glaubt dabei fürs erste vor allem auf die Hilfe der auswärtigen Mitglieder rechnen zu müssen. „E. H. — schreibt er an Brucker — müssen uns führen, bis wir auf geraden Beinen gehen können. Ich weiss gar wohl, wie viel daran lieget, was für eine Gestalt man im ersten Auftritt machet“. ²⁾ — „Wir müssen fremde Wehrmänner haben, die uns innerhalb des Landes Mut und ausserhalb Credit machen können. Sie wissen es so gut als ich, wie schwer es mit den ersten Anfängen ist, durch Inländer allein den Geschmack der Gelehrsamkeit in einem Lande zu ändern, worinnen die Schulphilosophie so viel Köpfe ersticket oder verdorben hat. Ich verlange gar nicht, dass Fremde auf ihre Unkosten für unsere Ehre arbeiten; ich wünsche aber, dass Sie unsern Köpfen die ersten Handgriffe lernen sollen“. ³⁾ Und dem Prediger D. Schäfer in Regensburg schrieb Lori „helfen Sie uns die Barbarei, die wir so unvermutet in ihrer Schlafsucht überfallen haben, mit Nachdruck zu verfolgen. Für das Jahr 1759 müssen wir, es koste was es wolle, einen Band historischer und einen philosophischer Abhandlungen liefern.“ ⁴⁾

Wir müssen uns bei dem Tenor dieser Bemühungen Loris, tüchtige Nichtbayern zur Mitarbeit heranzuziehen, bewusst bleiben, dass er als Werbender schreibt. Gewiss war solche

¹⁾ Die Versammlung der Aldermänner genannter Republik hat beschlossen, den Münchener Akademikern öffentlich ihren Dank abzustatten; andererseits aber hat ihr Landtag auch den Beschluss gefasst, dass, wenn ganze Gesellschaften in einer fremden Sprache schreiben, ihre Mitglieder als Hochverräter sollten angeklagt werden. (vgl. Sammlung der vorzüglichsten deutschen Classiker 131. Bd., S. 338). — Die Akademie zu Berlin schrieb immer noch französisch, während die 1763 gegründete Akademie zu Mannheim sich vor allem des Lateinischen bediente. („Lingua in scribendis Commentariis ac Dissertationibus princeps Latina, Germanica et Gallica subsidiariae sunt“ — vgl. Westenrieder, Gesch. d. Ak. d. W. I, S. 121). — Interessant ist, dass selbst ein Gottsched noch Briefe mit Adressen in französischer Sprache an Münchener Akademiker schreibt.

²⁾ 17. Juli 1759.

³⁾ 11. September 1759.

⁴⁾ 25. Juli 1759.

Mitarbeit, sollte Bayern mit den übrigen deutschen Ländern wieder geistig zusammen wachsen, dringend nötig. Das hatte die Geschichte des Parnassus Boicus nur zu deutlich bewiesen, das zeigte in der Folge auch die Entwicklung der jungen Akademie selbst.¹⁾ Andererseits aber drohte durch zu weit gehenden Einfluss des nichtbayerischen Elementes die solide Grundlage und die Stetigkeit der Weiterentwicklung sowie der innere Friede gefährdet zu werden. Lori selbst hat letzteres noch bitter erfahren müssen.

Riezler weist in seiner bayerischen Geschichte darauf hin, wie vielfach wichtige Wendungen in der äusseren wie inneren Entwicklung des bayerischen Volkes durch Nichtbayern herbeigeführt worden sind.²⁾ Auch für die erste bayerische Aufklärungsepoche trifft dies zu. Ins Rollen ist der Stein gebracht worden durch den Kurmainzer Ickstatt; der zweite Hauptsieg ist durch dessen bayerischen Schüler Lori erfochten worden. Die weitere Arbeit der beiden nächsten Jahrzehnte erfolgte im Zusammenwirken von Bayern und Nichtbayern vor allem durch Heinrich Braun aus Trostberg (n. Chiemsee), den Konvertiten Peter Osterwald aus dem Nassauischen und den Schotten Jldephons Kennedy, ferner durch den Tyroler Ferdinand Sterzinger, den Oberrheiner Chr. Fr. Pfeffel und den Münchener Anton Bucher. Auch die Nichtbayern unter ihnen waren Männer, die in Bayern mehr oder weniger eine zweite Heimat gefunden haben. Gut aber dürfte es vielleicht für die Weiterentwicklung der Akademie gewesen sein, dass der Plan Loris, den Philosophen und Mathematiker Joh. Heinrich Lambert aus Mühlhausen i. E. zu bewegen, nach München überzusiedeln, damit er hier als akademischer

¹⁾ Döllinger weist (akademische Vorträge a. a. O. S. 359) darauf hin, dass die Gründung der Akademie, wie dies bei dem damaligen Stand der niederen und höheren Schulen unvermeidlich gewesen, zugleich zu einer Offenbarung der Armut des damaligen Bayern und seiner Hauptstadt an geistigen Kräften und wissenschaftlichen Capacitäten geworden sei. Dazu kam, betont D., dass die Münchener Mitglieder meist Beamte waren, die nur „als Dilettanten in Nebenstunden für akademische Zwecke arbeiten konnten“. — Auch mit der Universität Ingolstadt scheinen in unserem Zeitraum fruchtbare Beziehungen im allgemeinen nicht möglich gewesen zu sein. „Mit der hohen Schul in Ingolstadt, schreibt Kennedy an Baron v. Linker, haben wir fast gar keine Connexion. Leute von einem ganz anderen Caliber bestellen die Professores derselben“. (Kennedy 11. Nov. 1764: A. A.).

²⁾ Vgl. S. Riezler, Geschichte Baierns, 4. Bd., Gotha 1899, S. 14.

Professor gewissermassen die wissenschaftliche Leitung der Akademie übernehme²⁾), gescheitert ist. Aus den Verhandlungen, welche zwischen Lori und Lambert geführt wurden und dem Arbeitsplan, den letzterer für die Akademie entworfen hat³⁾), lässt sich nicht der Eindruck gewinnen, dass Lambert hinlänglich praktischer Blick eigen war, um den damaligen Verhältnissen in Bayern genügend Rechnung zu tragen, kirchliche und Stammesgegensätze durch ruhige Sachlichkeit zu paralysieren, die berechnete bayerische Eigenart genügend zur Geltung kommen zu lassen und die Weiterarbeit an das Gegebene anzuknüpfen.

An Stelle Lamberts traten 1761 Kennedy und Osterwald als besoldete Professoren in den ausschliesslichen Dienst der Akademie, 1765 reihte sich ihnen noch Braun an: es sind diejenigen Persönlichkeiten, welche von jetzt ab im Vordergrund der Bewegung stehen: wir dürfen wohl mit Sicherheit sagen, dass sie zu dieser Aufgabe besser geeignet waren als Männer von der doktrinären Gelehrtenart eines Lambert. — Freilich 1759 konnte ein Band Abhandlungen noch nicht erscheinen „Mit unserer Akademie geht es ziemlich langsam zu, — schreibt Kennedy 1762 — die inländischen Herrn Mitglieder sind in Einsendung ihrer Abhandlungen etwas saumselig“¹⁾). Doch im nächsten Jahr konnte endlich der ersehnte erste Band Abhandlungen in die gelehrte Welt hinausgehen.

Die Vorrede setzt mit einer scharfen Absage an die Schulphilosophie ein, mit der man jahrelang die Studenten quäle in der Meinung, dass es nicht möglich sei, ohne des Aristoteles Metaphysik ein gründlicher Theologe zu sein. Seit zwei Jahrhunderten sind die theologischen Werke in diesem scholastischen Geschmack geschrieben worden; sie muss man dann lesen („denn von Verstehen ist die Frage nicht“), um in diesem „Kauderwälschen mit andern sich herumbalgen zu können“. Demgegenüber empfehlen die Akademiker das Studium der „so

²⁾ „Nur im Anfang haben wir einen grossen Mann unter uns notwendig: dass wir die akademischen Arbeiten in das rechte Geleise bringen und einige gute Köpfe nachziehen können“. (Lori an Lambert, am 19. Sept. 1760: A. A.).

³⁾ Mitgeteilt bei Westenrieder Gesch. d. A. d. W. S. 482 ff. vgl. auch S. 54 f.

¹⁾ Kennedy an den Prälat zu Ens Dorf 11. Mai 1762.

körnichten, klaren und geistreichen Schriften der H. H. Kirchenväter“; denn sie getrauen sich darüber fast zu wetten, dass dem Christentum unter uns selbst besser aufgeholfen würde, wenn man, anstatt so vieler metaphysisch strohtrockener Spitzfindigkeiten, womit man die Art und Weise, wie die Glaubensgeheimnisse subsistiren, philosophisch darthun will, vielmehr trachtete, einen lebendigen und thätigen Glauben an diese allerheiligsten Geheimnisse, bei sich und andern, zu erwecken.“ „Wir können daher unseren Beyfall einer solchen Weltweisheit nicht versagen, die so aufgeblasen und verwägen nicht ist, dass sie sich in das Allerheiligste wagete und die verborgensten Tiefen der göttlichen Allmacht und Weisheit in den Geheimnissen unsers Glaubens zu ergründen sich herausnähme; sondern sich vielmehr damit begnüget, dass sie mit Gründen, die aus der Vernunft hergeholet werden, die höchste Glaubwürdigkeit der göttlichen Offenbarung unserer Religion überhaupt festsetzet. Hier bleibt ein bescheidener christlicher Weltweiser stehen, und giebt seine Vernunft in allen übrigen unter den Gehorsam Christi der ewigen Wahrheit gefangen. Er überlässt den Freunden Gottes, denen Gott seine Kirche zu weyden anvertrauet hat, die vorfallenden Glaubenszweifel aus dem blossen Grunde der ihnen von Gott verheissenen Unbetrüglichkeit, die man mit metaphysischen Spitzfindigkeiten, oder vielmehr leeren Wörtern, zu beweisen nicht nötig hat, zu entscheyden, und unterwirft sich diesen Aussprüchen in aller Demuth, Beruhigung und Zuversicht ihrer Gewissheit. Ob nun eine solche Weltweisheit, die sich an der Erkenntniss der natürlichen Dinge ersättiget, die ihr von dem Urheber der Natur gesetzten Schranken nicht überschreitet und ihre Flügel nicht in das geheimnisvolle Reich der Gnade schwingt, der Kirche Gottes und der geoffenbarten Religion so gefährlich sey, als sie von ihren Feinden ausgeschrien wird, das überlassen wir der unparteiischen Beurtheilung verständiger Leute.“ Jeder Vernünftige wird aus unseren Abhandlungen ersehen müssen, dass in ihnen der Freigeisterei nicht im mindesten Vorschub geleistet wird, wenn auch unsere Feinde so ängstlich schreien. Sollte es aber wahr sein (so Gott verhüte), dass sich der Freigeist, wie diese Leute unaufhörlich schreien, in unserm Land so sehr verbreite, so wäre es ein leichtes nachzuweisen, dass sie nicht von der Weltweisheit, die wir vertreten herrührt, sondern

aus andern Ursachen, die wir aus Liebe zum Nächsten einstweilen verschweigen — sollten wir aber gezwungen werden, so würden wir nachweisen, dass die Schuld bei denen zu suchen ist, welche sie — ihr Vorhandensein vorausgesetzt — von sich auf andere wälzen.“

Das war eine Sprache, wie sie bisher noch nicht war gehört worden. Entschieden auf dem Boden der geoffenbarten Religion stehend, weisen unsere Akademiker den seit der Gründung der Akademie in der Bierstube, auf der Kanzel, in der Christenlehre, ja auf der Strasse laut ertönenden Vorwurf der Freigeisterei mit aller Entschiedenheit zurück.¹⁾ Und nicht bloss dies: ihre Ausfüh-

¹⁾ Nach dem Siege in der Censurfrage verhielten sich, wie Lori berichtet, die Jesuiten und ihre Freunde in ihrer Ueberraschung zunächst ganz ruhig, aber Lori wusste, dass weitere Kämpfe folgen würden. Am 4. Dez. 1759 schrieb er an Gottsched. „Die Solipsen werden unsere Feinde, nicht aber Mitglieder sein. Wir wollen mit unsern Feinden offen schlagen, ehe wir in Paragu (?) uns überschiffen lassen.“ 1761 erfolgte der misslungene Versuch Stadlers, die Akademie zur Aufnahme eines Ingolstädter Professors S. J. zu drängen und dadurch dieselbe unter den Einfluss des Ordens zu bringen; 1764 wurde das (1755?) von P. Seidel S. J. verfasste lateinische Singspiel „das alte und das neue Bayern“ zu Straubing aufgeführt, das dort solchen Lärm gegen die Neuerer verursachte, dass der Kurfürst durch Ausweisung Seidels eingreifen musste; (vgl. v. Reinhardtstöttner Gesch. d. Jesuitendramas i. München“ i. J. f. M. Gesch., 3. Jahrg. S. 104 f.; Gebele, Osterwald S. 25 f. und Westendorfer, G. d. Ak. I, S. 216 f.). Noch im gleichen Jahr kam es in München auf die tolle Hetzpredigt des Franciscanerpaters L. Rauch zu solcher Aufregung, dass man die Druckerei der Akademie als „die Werkstätte des höllischen Feindes zu stürmen“ suchte (vgl. Gebele, Osterwald S. 24 f.). P. Rauch scheint überdies die Erlaubnis zum Predigen in Bayern, die ihm nach Gebele (a. a. O. S. 25) durch den Kurfürst entzogen wurde, bald wieder verliehen worden zu sein. Kennedy schreibt über diese fortgesetzten Hetzereien an v. Spreti in Straubing: „ich hätte in der That hievon bald genug, wie ich es S. Ch. D. neulich ganz aufrichtig eröffnet habe. Ich bin nicht nach München gekommen, um für einen Ketzer, Freigeist und weiss nicht was, gehalten zu werden. Das ungewaschene Maul des Franciscaner Predigers ist zwar gestopft worden, allein man lärmt dessen unveracht (sic) immer fort. Gewisse Leute können ihnen das Monopolium litterarium aus denen Händen gerissen zu sehen, nicht verschmerzen, andere fürchten die durch Wissenschaften aufgeklärte Zeiten“ (5. Juli 1765). Aus dem folgenden Brief (21. Juli 65) erfahren wir, dass P. Rauch die Kanzel zwar wieder bestiegen, aber eine Art von Palinodia habe singen und öffentlich vor dem Volk erklären müssen, dass er in seinen Predigten die Akademie der Wissenschaften niemals gemeint hätte sondern nur gewisse particulares etc. — Den Mut

rungen bilden zugleich eine scharfe Absage einerseits gegenüber der rationalisierenden katholischen Scholastik, welche „die Art und Weise, wie die Glaubensgeheimnisse subsistiren“ in unverständlichen Worten physikalisch nachweisen möchten, andererseits gegenüber dem Dogmatismus der protestantischen Rationalisten, die, die Schranken des menschlichen Erkenntnisvermögens verkennend, glaubten, die religiösen Wahrheiten durch logische Schlussfolgerungen mit mathematischer Gewissheit nachweisen zu können. Die Philosophie in die Schranken des Möglichen zurückweisend, fordern die Akademiker, dass man anfangs, „mit Beiseitsetzung des sektenmässigen Schlendrians“ vernünftig zu denken; „die Erkenntnis der Natur auf die Natur selbst gründe, sich anstatt leerer Worte mit Sachen beschäftige“, und von philosophischen Dingen in reiner deutscher Sprache rede.

Den Abhandlungen des ersten Bandes sowie besonders dieser Vorrede blieb die gewünschte Anerkennung nicht versagt. Sie fanden in dem Organ Fr. Nicolais, in „der allgemeinen deutschen Bibliothek“ eingehende fast durchweg rühmende Besprechung: „Von der Unnützlichkeit der scholastischen Philosophie, selbst in Absicht auf Gottesgelahrtheit, werden in der Vorrede Ge-

aber und die Hoffnung auf den schliesslichen Sieg der guten Sache verloren unsere Akademiker trotz aller Verdächtigungen nicht. An Felbiger, der aus seinem Arbeitsgebiet in Schlesien über ähnliche Schwierigkeiten klagte, schreibt Kennedy am 15. Juni 1766: „Wir erfahren täglich das nämliche. Alles was neu ist, wird verlacht und verhasst. Die alten gehen nicht gern in die Schule. Sie haben die ganze Gelehrsamkeit schon im Leibe; gewissen Leuten, welche das Monopolium scientiarum bisher zu besitzen dachten, ist der entgegengesetzte Altar ein Dorn im Auge. Andere sind das, was sie nicht selbst wissen, zu lästern gewohnt. Dieses wäre zu ertragen, denn es ist menschlich. Aber mehr als teuflisch ist es, wenn man aus Bosheit, Neid und niederträchtigen eigennützigen Absichten Männern, welche nichts als das allgemeine Beste durch Aufklärung des Vaterlandes zu befördern trachten, auf alle Art zu verleumden sucht. Ketzer und Freigeister sind unter die gelinden Ehrentitel, welche man uns beilegt. Allein wir haben unsern Schluss gefasst: Wir gehen unseren geraden Weg fort und hoffen, dass, wenn unsere Beine vermodern, man die Bemühungen, durch welche wir unsere Mitbürger aus dem Wust der Unwissenheit zu ziehen, unsere Tage verzehret haben, mit ganz andern Augen ansehen wird. Denn einmal für allemal, die gütige Vorsehung des Himmels muss endlich die so lange verhüllte Morgenröte der allen Ständen so notwendigen Wissenschaften in unserem katholischen Deutschland aufgehen lassen“ (A. A.).

danken geäußert, die eine überaus angenehme Hoffnung zu aufgeklärten Zeiten in dem römisch gesinnten Deutschlande geben. Die gute deutsche Schreibart, welche in diesen Aufsätzen gebraucht worden, verdient bey einem Bayrischen Werke auch wohl gerechnet zu werden . . . die ruhmwürdigen Bemühungen dieser Gelehrten werden hoffentlich machen, dass man gute Schreibart und nützliche Känntnisse an ihren Landsleuten nicht mehr als was ungewöhnliches bewundern wird“¹⁾

Die Lebensanschauungen der führenden Persönlichkeiten unter unsern jungen bayerischen Akademikern nötigen uns ganz besonderes Interesse ab. Sie sind Schüler der Aufklärer des protestantischen Deutschlands, teilen als solche die leitenden Gesichtspunkte mit diesen, doch nicht ohne in einzelnen wichtigen Punkten grundsätzlich von ihnen abzuweichen.

Keiner unserer Freunde hat uns ein Bild seiner Lebensanschauung als systematisches Ganze hinterlassen. Wir sind hier durchweg auf zerstreut fließende Quellen angewiesen: Die alljährlich am Namens- und Geburtstag des Regenten in der Akademie gehaltenen Festreden, die erwähnten Zeitschriften, Briefe und einzelne pädagogische Schriften bilden für die hier in Betracht kommende Gruppe von Persönlichkeiten die wichtigsten Quellen. Bewusst müssen wir uns bei der Würdigung dieser Schriften natürlich stets bleiben, dass auch unter den Akademikern selbst sehr verschiedene Anschauungen möglich waren. Finden wir doch in ihren Reihen einen P. Agnellus Merz, der seinem Kollegen Sterzinger gegenüber mit allem Nachdruck und viel Gelehrsamkeit für die Existenz der bedrohten Hexen eintrat.²⁾ Am wenigsten sind wir über Lori unterrichtet. Er muss als Gründer der Akademie betrachtet werden, aber er hat, sehen wir von den Statuten der Akademie ab, deren Ausarbeitung wenigstens zum grössten Teil wohl ihm zuzuschreiben sein wird, niemals Anlass genommen, ein zusammenhängendes Programm seiner Reformgedanken zu entwickeln.

Voll stimmen unsere Freunde mit ein in den siegesfrohen Optimismus des 18. Jahrhunderts: Gott ist gut, die Welt ist gut, der Mensch ist gut. Was uns hindert, das Paradies schon

¹⁾ Vgl. Allgem. deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin 1766 von Fr. Nicolai des 1. Bandes 1. Stuck., S. 61 ff.

²⁾ Vgl. Riezler, Hexenprozesse a. a. O. S. 303 f.

hier auf Erden zu haben, das ist die Unwissenheit, der Aberglaube, die Dummheit. Gegenüber diesen finstern Mächten gilt es, der Wissenschaft zum Sieg zu verhelfen. Die Sittenlehre macht den Menschen vertraut mit seinen Pflichten, die Naturwissenschaft mit den zahllosen Schätzen der Erde; Mathematik und Physik helfen Erfindungen machen, durch die jene in den Dienst der Menschen gestellt werden, dessen Leben zu verschönern, zu bereichern und vor Krankheiten zu schützen. Und die beiden anderen Engel, welche die Welt glücklich machen, sind der Staat und die richtige Erziehung. Die Staatswissenschaften lehren den Fürsten, ein Vater seines Volkes zu sein; die Unterthanen, im Staat das allmächtige Kulturinstitut zu erblicken, welches das Ganze und den einzelnen ans Ziel zu bringen vermag, wenn der einzelne nur seine Pflichten als Staatsbürger getreu erfüllt. Aufgabe der richtigen Erziehung aber ist es, den Menschen dazu zu befähigen, all dies mögliche Glück zu finden und sich anzueignen. Fort mit den Prügeln und fort mit dem Zwang! Man zeige dem Kind die Schönheit des Guten, die Hässlichkeit des Lasters, und es wird sich befehligen gut zu sein. Man mache es vertraut, mit dem Wert des Wissens und es wird fleissig lernen, wenn nur die Methode des Lehrers die richtige ist. Ein positiv Böses im Menschen gibt es bei unsern bayerischen Aufklärern im allgemeinen ebenso wenig wie bei ihren protestantischen Lehrern.

Dies die Grundanschauungen, die allgemeine Stimmung, wie sie noch heute frisch widerklingt in den zahlreichen Reden und Schriften unserer Akademiker.

Was die Wissenschaft bisher verhindert hat, sich so zu entwickeln, dass sie dem Menschen all diese Dienste zu leisten vermag, das ist vor allem die scholastische Methode. Gegen sie richtet sich daher der allgemeine Unwille. Der Fehler, sagt der Benediktiner Nonos Gschall in den Baierischen Sammlungen, steckt in der peripatetischen Philosophie. „Denn sie ist mit unverständlichen Subtilitäten, unbestimmten zweideutigen und dunklen Zeugen angefüllt. Man kann sie also nach seinen Leidenschaften accommodiren, gleich einer wächsernen Nase drehen, und mit einem willkürlich angebrachten Wortspiele alles daraus leiten, was man nur immer will . . . Daher kommt eben das ewige Gezänk unserer Schulen, davon eine jede den Aristoteles für sich anzieht. Und dieses ist auch der Grund der sogenannten

Probabilisterei, womit man die seltsamsten und monstrosen Sätze geltend machen kann.“¹⁾ Das Joch des Aristoteles und der Scholastiker — betont Wolter in der Festrede v. 12. Oktbr. 1761 — muss abgeworfen werden (13). Auf blühendes Gedeihen des Staates, auf die Wohlfahrt des Volkes müssen wir vor allem Rücksicht nehmen. Wie aber kann sich dieselbe sicherer und reicherer entwickeln, als wenn das Volk die hässlichen und schädlichen Vorurteile, denen es bisher wie einem Götzen Opfer gebracht hat, ablegt, wenn es wagt, weise zu werden und in die Sonnenstrahlen der Wahrheit nicht scheelen sondern geraden Blickes zu schauen, wenn die leeren Wortfechtereien aufhören, wenn die Geister, die bisher in Formelkram festgehalten, nutzlos ermatteten, von solchen Fesseln gelöst, mit frischer Kraft sich der Wahrheit im Reich des Geistes und der Natur nahen dürfen (19). „Disputationes de verbis amovendae, rerum disciplina revocanda, in rerum enim natura vivimus, movemur et sumus, inter homines degimus“ (20). Nicht die Knechtschaft der Geister herrsche, sondern Freiheit des Geistes und eine gesunde freie Strenge des Denkens, die, befreit von den Fesseln der Vorurteile und des Aberglaubens, ihre sichere Stütze in dem Bündnis von Vernunft und Religion findet (23).²⁾

Erkenntnistheoretisch wird für das Gebiet der abstrakten Wissenschaften vor allem die rationalistische Methode, für das der Naturwissenschaften die empirische betont. Für erstere tritt besonders der philosophisch tief gegründete Osterwald ein. In seiner Rede vom Zusammenhang aller Wissenschaften, stellt er die „Vernunftlehre als die Grundwissenschaft aller übrigen“ an

¹⁾ Baierischen Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen I, S. 382.

²⁾ v. Wolter: 1761 Ueber den Nutzen, welcher den Fürsten aus der Aufrichtung und Beförderung der gelehrten Akademien zufließt. — Die () bedeuten die Seiten in den betreffenden Reden. — Die Baierischen Sammlungen (IV, S. 540 f.) geisseln philosophische Themata wie: „Hat die Venus in ihrer Kindheit rothe oder schwarze Haare gehabt?“ — „War das trojanische Pferd ein Fuchs oder ein Apfelschimmel?“ — „Sind die starken Geister, wie die „„Berliner Kalender““ und „„der Mensch““ vorgibt, wirkliche Aprilnarren?“ Auch als freie Erfindungen des Satyrikers bleiben solche Fragen charakteristisch. Das Thema: „Wie viele Engel auf einer Nadelspitze herum tanzen können“ wird von den Gegnern der scholastischen Philosophie des öftern erwähnt. Die Fragen passen nach ihrem Kaliber zu den o. S. 20 Anm. 3 mitgetheilten.

den ersten Platz. Sie belehrt uns über den Ursprung der Begriffe, zeigt uns, wie wir sie miteinander verbinden und von einander absondern sollen: wie wir aus ihrer Verbindung Vernunftschlüsse, aus verschiedenen Schlüssen einen Beweis ziehen können. Nicht aber an läppischen, Ekel erregendem Stoff darf diese Logik eingeübt werden, wie es die Scholastiker thun, sondern an solchen Materien, welche „für den menschlichen Verstand reizend“ und zugleich „des höchsten Grades der Gewissheit fähig sind.“ Dies aber sind die mathematischen Wissenschaften und zwar vor allem die Geometrie. „Wo findet man sonst so klare, deutliche (*clare et distincte* betonte Cartesius) und mit den Sachen selbst so vollkommen übereinstimmende Begriffe? Wo eine so vortreffliche Ordnung aller Vernunftschlüsse, da immer das Nachfolgende im Vorhergehenden gegründet ist“? So macht „diese erhabene Wissenschaft“ den Verstand geschickt, „in allen andern Wissenschaften, einen solchen Grad der Gründlichkeit in kurzer Zeit zu erreichen, welche allen andern der geometrischen Lehrart Unkundigen zu erlangen unmöglich ist. Freilich man kann alle Teile der Mathematik verstehen und doch „die Stärke der geometrischen Methode“ nicht kennen. Osterwald ist von ihrer Bedeutung so durchdrungen, dass er 1771 mit dem Wunsche schliesst: „Wollte Gott, dass alle die, welche sich den Wissenschaften widmen, von diesem wahren geometrischen Geiste belebet würden, so würden, wie der Freiherr von Wolf sagt, Kirche und Staat gar bald ein anderes Aussehen gewinnen“¹⁾.

Wo Osterwald von der Naturlehre spricht, vergisst auch er nicht die Notwendigkeit des Beobachtens und Versuchens zu betonen. Nachdrücklich tritt für die empirische Methode, auf die schon die Statuten der Akademie hinweisen, Wolter in der bereits erwähnten Rede ein, durchaus auf Baco von Verulam fussend, mit dem er sich wohl vertraut zeigt, ihn den Vater aller gereinigten Philosophie nennend (13). Das Bild des hoffnungsfrohen Naturforschers tritt gewissermassen verkörpert vor unser Auge, wenn Wolter sagt „*verum naturalium divitiarum usum igne chemico, cultro anatomico, microscopiis, experimentis, observationibus eruit et exponit*“ (26). Mit Begeisterung weicht

¹⁾ Vgl. Osterwalds Reden von 1762: Zusammenhang und Ordnung aller Wissenschaften und diejenige von 1771: von der natürlichen Antipathie zwischen dem geometrischen und dem Pedantengeiste.

Wolter auf die bekannte Utopie Bacos, die „*novae atlandis fabula*“ hin, (13) und lockend ist das Bild, das er selbst seinen Hörern von den reichen Früchten solch rastlosen Schaffens entwirft (25 f.)¹⁾

Am weitesten von den Theorien der protestantischen Rationalisten entfernen sich die bayerischen Akademiker, wie bereits in der Vorrede zum ersten Band der akademischen Abhandlungen hervortrat, in ihren kirchlichen Anschauungen. Im protestantischen Deutschland hatte der Gegensatz gegen den toten Buchstabenglauben in Religion und Wissenschaft bekanntlich eine doppelte Bewegung hervorgerufen: eine Reaktion des Gefühls und eine solche des Verstandes, den Pietismus und den Rationalismus. Während mehr religiös- und gefühlsmässig angelegte Naturen vor allem Vertiefung und Verinnerlichung des Lebens, lebendiges in der Liebe thätiges Christentum anstrebten, stritten die andern in erster Linie gegen die Beherrschung der Wissenschaft durch die Kirche und gegen die Auswüchse des Dogmas, gegen Aberglauben und Hexenwahn. Beide Gruppen blieben zunächst bei dem Offenbarungsglauben stehen. Der Unterschied war nur der, dass die Pietisten ohne zu prüfen, die Offenbarung als die letzte Quelle des Wissens in religiösen Dingen gläubig hinnahmen, während die Rationalisten die Offenbarung prüfen wollten, ob sie der Vernunft nicht widerspreche. Die Väter des Rationalismus gelangten im allgemeinen zu einem solchen Widerspruch nicht. Nach Wolff offenbart Gott nichts, was wir durch die Vernunft zu erkennen vermögen, aber auch nichts, was der Wahrheit der Vernunft und den aus der Vernunft entspringenden Sittengesetzen zu-

¹⁾ In der That haben unsere Akademiker auf diesem Arbeitsgebiet eine ganz ausserordentlich rege Thätigkeit entfaltet. Viele Artikel in den erwähnten Zeitschriften und vor allem die zahlreichen Preisfragen und Abhandlungen der philosophischen Klasse beschäftigen sich überwiegend mit naturwissenschaftlichen Problemen, die für das praktische Leben von unmittelbarer Bedeutung waren. Wie es möglich sei, Moräste in Wiesen gründe umzuwandeln, den Torf als Brennmaterial zu verwerten, die Mineralien in den Gebirgen zu finden, den Flusssand zu verwerten, Uberschwemmungen vorzubeugen, Hochgewitter zu vertreiben und sich vor Hagelschlag zu schützen; die einheimische Wolle der englischen, den einheimischen Hopfen dem böhmischen an Qualität möglichst gleich zu machen, dem Erdreich die Stoffe zuzuführen, welche ihm für das Wachstum einzelner Pflanzen mehr oder weniger mangeln; dem massenhaften Sterben der Kinder und dem Ausbrechen der Blattern vorzubeugen, Scheintote ins Leben zurückzurufen etc. etc.

widerlaufe.¹⁾ Von gewissen, am liebsten den bei Staudigl erwähnten Descartes'schen Vordersätzen ausgehend, glaubten die Rationalisten thatsächlich den wissenschaftlichen Beweis für die Existenz Gottes wie für die einzelnen Heilswahrheiten der Kirchenlehre führen zu können und wirklich geführt zu haben. So stellten sie, die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens überschreitend, an die Stelle des kirchlichen ein wissenschaftliches Dogma — in einer Selbsttäuschung befangen, die bekanntlich erst Kant aufgedeckt hat.

In Bayern ist es zu einer solchen Zweiteilung nicht gekommen. Auch hier wehren sich Gefühl und Gewissen gegen jene Veräusserlichung des Gottesdienstes, wie wir sie eingangs kennen gelernt haben, und zugleich streubt sich die Vernunft gegen den Aberglauben und die sinnlosen Wortfechtereien der Zunftgelehrten. Sterzinger sucht den Hexenwahn zu bannen, Braun und Osterwald das theologische Studium, den Religionsunterricht und den Gottesdienst zu verinnerlichen und zu vertiefen. Vor allem die beiden letztgenannten, besonders der schlicht fromme Osterwald, erinnern lebhaft an die Pietisten des Nordens, wie überhaupt viele der bayerischen Akademiker nach der religiös-kirchlichen Seite ihres Lebens und Wirkens hin mehr eine Parallele zum Pietismus als zum Rationalismus des protestantischen Deutschlands bieten. Gellert, in dem die beiden Strömungen, die verstandesmässige und die gefühlsmässige harmonisch vereinigt waren, hat von allen zeitgenössischen protestantischen Dichtern im katholischen Deutschland, wie insbesondere auch in Bayern, am meisten Anklang und Verehrung gefunden.

In dem oben erwähnten wissenschaftlichen Dogmatismus der Wolffschen Schule verfielen die bayerischen Akademiker nicht; davor hat sie schon der Gegensatz gegen den öden Rationalismus der kirchlichen Scholastik bewahrt, die wohl die Offenbarung als sicherste aller Wahrheiten — weil aus göttlicher Quelle stammend — voraussetzte, nachträglich aber jedes Wunder mit den Mitteln der scholastischen Physik und scholastischen Logik zu erklären und zu begreifen suchte. Gerade gegen diese Scheinwissenschaft wendeten sich unsere Akademiker mit aller Schärfe. Dankbar erkennt Osterwald die segensreichen Wir-

¹⁾ Vgl. H. Hettner, Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrh., 1. Buch⁴, Braunschweig 1893, S. 210. —

kungen an, welche wir dem Fortschritt der Wissenschaften zu verdanken haben. Aber eben dieser Fortschritt lehrt uns zugleich auch die Schranken erkennen, die unseren Sinnen und Gemütskräften gesetzt sind. Ein frevelhaftes Spiel treiben diejenigen Weltweisen, welche die Geheimnisse der Religion theils metaphysisch, theils physikalisch begreiflich machen wollen, wodurch sie nur den Religionsfeinden begründeten Anlass zum Spott geben, wenn diese sehen, „dass man etwas, was seiner Natur und Wesenheit nach mit keinem menschlichen Verstande erreicht, noch mit Worten hinlänglich ausgesprochen werden mag, aus natürlichen Gründen erklären will und doch nicht erklären kann“ (5).¹⁾ Worauf aber soll dann die religiöse Ueberzeugung sich gründen? „Auf das Wort der ewigen Wahrheit, welche niemals betrügen kann und auf das Zeugnis einer allgemeinen unfehlbaren Kirche“ (7). Unterstützt wird solcher Glaube durch „eine gründliche Einsicht in die Kirchengeschichte,“ die uns „überzeuget, dass die Wahrheiten unserer Religion auf keinen schlüpfrigen und zweifelhaften Sophistereien, sondern auf allgemeinen, beständigen und gleichförmigen Zeugnissen von einer göttlichen Offenbarung in der Kirche beruhen, welchen ein gesunder und von Leidenschaften gereinigter Verstand unmöglich seinen Beifall versagen kann“ (6).¹⁾ Ganz im gleichen Sinne spricht sich der eben erwähnte Benediktiner Nonos Gschall a. a. O. aus. Wenn Jost meint, dass die neuen Weltweisen

¹⁾ Mit bitterer Ironie bespricht im 1. Bd. der „Baier. Sammlungen etc.“ der Benediktiner Nonos Gschall die von dem Dominikaner Jost in Landshut herausgegebenen Thesen, welche die ganze scholastische Weisheit als eine Anleitung zum Disputieren in lateinischen Versen behandelten (vgl. Westenrieder, G. d. A. d. W. I, S. 148). Grosses Gewicht legt Jost auf die These, dass „die Körper durch einander compenetriren“, nicht aber sich „replaciren“, da sich ohne dieselbe das Wunder, wie Christus durch verschlossene Thüren eintreten konnte, nicht erklären lasse. „Wie unglücklich waren nicht unsere Väter 1200 Jahre hindurch — sagt N. Gschall —, die dieses als ein Wunder glaubten, ihre einfältige Vernunft unter dem Gehorsam Christi gefangen gaben und so glatt dahin selig geworden sind, ohne einmal zu fragen, ob Christus per compenetrationem Thomisticam oder per replicationem Scotisticam eingegangen (Baier. Sammlungen I, S. 373). Unsere heutigen gemeinen Christen, worunter auch die neuen Philosophen gehören, sind wirklich noch so einfältig. Aber den Schulweisen ist es vorbehalten, aus dem Aristoteles untersuchen zu dürfen, wie ein solches Wunderwerk physikalischer Weise geschehen sei“ (a. a. O. I S. 373.).

¹⁾ Osterwald 1765: von der lateinischen Sprachlehre.

Atheisten sind, weil sie die *generationes substantiales* ut sic nicht annehmen wollen, so lässt Gschall die Neoteriker erwidern: „was hat die *generatio aeterna Filii Divini a Patre* mit den *generationibus* der körperlichen Substanzen gemein? Jene ist ein unerforschliches Geheimnis, welches uns der Glaube lehret, dem wir unsere Vernunft in Demut und Einfalt des Herzens unterwerfen müssen, und es ist eine grosse Verwägenheit wenn man ein so tiefes Religionsgeheimniss aus physikalischen oder natürlichen Gründen erklären will“. ¹⁾

Anders der Freigeist. Er geht von dem falschen Vordersatz aus, „dass man von allen dem, was der Mensch nicht zu begreifen vermag, auch nicht mit Sicherheit sagen kann, dass es gewiss existiert.“ Nun sind aber die Geheimnisse der Religion nach dem eigenen Geständnisse ihrer Verehrer unbegreiflich, folglich kann man nicht sagen, dass dieselben gewiss existieren. Ein offener Trugschluss, den die Erfahrung sofort widerleget. Wir wissen, dass das Wachstum der Pflanzen existiert, aber noch niemand hat sein Wesen ergründet, wir empfinden die innige Verbindung der Seele mit dem Körper und doch ist die Art und Weise derselben ein ungelöstes Problem etc. ²⁾ Und ferner! weil das bloss sich selbst überlassene Vernunftlicht des Menschen das Göttliche nicht zu begreifen vermag, kann er von Gott auch nur das prädiciren, was die göttliche Offenbarung ihn lehret (27). Die Worte aber womit wir diese unsere Religionsgeheimnisse vortragen, dürfen daher „nicht im gemeinen, sondern in dem geheimnisvollen Verstande“ genommen werden, den ihnen die göttliche Offenbarung beigelegt, welche sich den Menschen nicht weiter mitteilen kann, als es ihre Natur, ihre schwachen Begriffe und die engen Schranken ihrer Erkenntnis zulassen.“ (28). ³⁾

¹⁾ Vgl. Baierische Sammlungen etc. I, S. 375 f.

²⁾ Wie nahe berührt sich doch derselbe Osterwald, der, (wie wir sehen werden) sich zur philosophischen Begründung der Existenz Gottes auf Thomas von Aquin beruft, hier wie bereits oben mit Kant und dem Subjektivismus des 19. Jahrhunderts! Es wäre die letzte (heute scheinbar selbstverständliche) Konsequenz seiner Ausführungen gewesen, analog den angeführten Beispielen, die Existenz Gottes sowie die Thatsache seines Wirkens philosophisch ebenfalls auf die „Erfahrung“ auf das persönliche Erleben der göttlichen Einwirkung zu gründen.

³⁾ Osterwald 1767: vom Nutzen der logikalischen Regeln besonders wider Freigeisterei und Aberglauben.

Osterwald wie seine Kollegen sind Eklektiker. Dringend mahnt ihr philosophischer Wortführer, besonders auf metaphysischem Gebiete, vor allem unvorsichtigen Systematisieren. Hier gilt es mit besonderer mathematischer Genauigkeit vorzugehen, da der Verstand hier „mit lauter abstrakten Begriffen beschäftigt wird, wobei die Sinnen (sic) wenig oder fast nichts zu thun haben“. Wer diese Vorsicht nicht anwendet, kommt auf „ungereimte Hypothesen und auf das der Erkenntnis aller Dinge so sehr zuwiderlaufende metaphysische Systemenschmieden“, bei dem man die Dinge zwingen will, sich nach willkürlich angenommenen Grundsätzen zu richten: so „der berühmte Descartes mit seinen gelegenheitlichen Ursachen, Leibnitz mit seinen träumerischen Monaden und Wolf mit seinem unzusammenhängendem Gebäude von der vorherbestimmten Harmonie“. „Dies ist auch der eigentliche Grund der so elenden und verderbten scholastischen Physik und des erbärmlichen Gewäsches, der Finsternis und Verwirrung, welche die Schulmetaphysik über alle andre Wissenschaften, an die sie sich gewaget, verbreitet hat.“ Dagegen gewährt uns „eine gereinigte und mit mathematischer Verknüpfung aller Sätze eingerichtete Metaphysik die stärksten Waffen wider den Unglauben.“ Man lese nur die erhabenen und herrlichen Schriften des h. Thomas von Aquin“. „Mit Verwunderung“ wird man hier finden, „wie dieser grosse Lehrer aus dem Begriffe der Zufälligkeit der Welt, die Existenz und Notwendigkeit eines höchsten Wesens und seine Eigenschaften mit so überzeugenden Gründen beweist“, dass „auch der allerscharfsinnigste Unglauben nichts dagegen aufzubringen vermag“. ¹⁾

Auch auf dem Gebiet der Sittenlehre stimmen unsere bayerischen Akademiker nicht völlig mit den protestantischen Rationalisten überein. Die Nachfolger von Grotius und Pufendorf (vor allem Thomasius und Wolff) haben, wie für die Erkenntnis des Rechtes so auch für diejenige der Pflichten des Menschen die Offenbarung als Erkenntnisquelle abgelehnt, betonend, dass die menschliche Vernunft zur Lösung fraglicher Aufgabe vollkommen ausreiche. ²⁾ Bei ihren Untersuchungen mit von dem Bestreben geleitet, Rechtslehre, Staatswissenschaft

¹⁾ Osterwald 1762 a. a. O. S. 20 f.

²⁾ Vgl. Paulsen, System der Ethik. ⁴⁾ Berlin 1896, I, S. 175 f.; Hettner a. a. O. I, S. 210 ff. und Biedermann a. a. O. II 1², S. 362 f. und 419 ff.

und Sittenlehre von der Bevormundung durch die Theologie zu befreien und sie gegenüber wechselnden theologischen Schulmeinungen auf die sichere Basis streng wissenschaftlicher Erkenntnis zu stellen, hofften sie, auf diese Weise die Grenzen in einer Weise abzustecken, dass Friede zwischen den konkurrierenden Mächten möglich sei.¹⁾ Sie haben dabei die Religion nicht bloss als Erkenntnisquelle für die Moral aufgegeben, sondern, soweit d. V. sieht, auch die fördernde stützende Kraft, welche allem Streben nach Selbstvervollkommnung aus lebendiger Religiosität zufließt, mehr oder weniger unberücksichtigt gelassen oder wenigstens nicht mit Nachdruck betont — wenn sich auch bei Wolff Ansätze dazu finden.²⁾ Demgegenüber hatte bereits Ign. Schwarz S. J. und noch bestimmter 1753 der Benediktiner Anselm Desing betont, dass es wohl eine natürliche Erkenntnis des Guten gäbe; doch müsse dieselbe, weil unzureichend, durch die Offenbarung ergänzt werden. Und nicht bloss dies, auch das Getragensein der menschlichen Thätigkeit durch Gottes Macht und Kraft blieb hier nicht unberücksichtigt.³⁾

Unsere Akademiker richten ihr Augenmerk vor allem darauf, die Sittenlehre von den „monstrosen“ Auswüchsen der Scholastik, besonders dem Probabilismus, zu reinigen. Unermüdlich reden sie einer gereinigten Sittenlehre das Wort. Sie hat zu handeln von den Pflichten des Menschen gegen Gott, Fürst und Staat, den Nächsten und sich selbst. Es ist die Gruppe von Pflichten, die, wenn auch verändert in Worten, sachlich uns immer und immer wieder begegnet. Ihre Kenntnis erlangen wir aus der geoffenbarten Religion, den Gesetzen der Natur und der menschlichen Vernunft.⁴⁾ Alles natürliche Streben nach Selbstvervollkommnung wird gestützt und gefördert durch die Religion.⁵⁾ Auf reine edle Herzensbildung im Geiste Gellerts ist des Streben eines Braun und Osterwald vor allem gerichtet. In den zahlreichen poetischen und prosaischen Proben, die sich

¹⁾ Vgl. Biedermann a. a. O. III. 1, S. 420.

²⁾ Vgl. Hettner a. a. O. I, S. 212.

³⁾ Vgl. Werner a. a. O. S. 149 ff.

⁴⁾ Vgl. Wolter 1768: von verschiedenen landschädlichen Vorurteilen S. 32 f.

⁵⁾ Wolter 1761 a. a. O. S. 20: „natura discenda est, sequentur mores, juvabit eos et perficiet religio“.

in den „Baierischen Sammlungen“ finden, sehen wir vor allem das Streben des um Gellert sich sammelnden Kreises vertreten, den Menschen zu lebendiger gemütswarmer Religiosität zu erziehen, ihn so zu bilden, dass er in seinem täglichen Thun und Lassen der inneren Stimme des Herzens, der Reinheit des eigenen sittlichen Empfindens getrost folgen darf, immer darnach strebend, den wahren Menschen in seiner sittlichen Reinheit und Würde zum Ausdruck zu bringen.¹⁾ Erwähnt seien hier aus jenen Proben: „Betrachtungen über die Religion“ (II, 11 ff.) und „Von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral“ (II, 169 ff.) von Gellert; „Gedanken an dem letzten Tage des Jahres“ (I, 203 ff.) von Cramer; „die Zufriedenheit“ (III, 501 ff.) „Morgengedanken“ (IV, 428 ff.) und „Abendgedanken“ (IV, 434 ff.) aus „der Christ in der Einsamkeit“; „von unserer Glückseligkeit in Gott“ (IV, 745 ff.); „allgemeines Gebet“ aus dem Englischen des Popen (I, 287 ff.); „die Gottheit“ (IV, 295 ff.) von Kleist; „schriftmässige Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes“ (II, 811 ff.) von Hagedorn; „der Ursprung des Uebels“ (I, 163 ff.) von Haller, „An die Vorsicht“ (I, 124 f.) und „die Gottheit“ (III, 647 ff.) von Creutz; zahlreiche Fabeln. Es bedeutete für den bayerischen Leser von damals gewissermassen eine religiös-sittlich neue Welt, wenn er in dem erwähnten „allgemeinen Gebet“ so ganz im Geist des 18. Jahrhunderts las:

Du! den seit aller Zeit der Völker Augen sah,
Verehrt verschiedentlich, und in verschiedenen Zonen,
Vom Derwis, vom Bramin, von Magus, von Huronen,
Der Christen Jehovah!

* * *

Lass mich die böse That gleich einer Hölle scheun,
Und als ein Himmelreich den guten Wandel schätzen,
Dein Finger prägete in ewigen Gesetzen,
Diess meinem Herzen ein.

Wenn deine freye Hand mir Gutes reichlich schenkt,
Lass mich es nicht verschmähn, Du schufst es zum Geniessen;
Durch fröhlichen Gebrauch wird, der es gab, gepriesen,
Der dankt, wer wohl empfängt.

¹⁾ Vgl. Biedermann a. a. O. II, 2, S. 68 f. und Hettner a. a. O. I. S.

Doch soll auch nicht mein Blick hierunten stille stehn,
Noch deine Gütigkeit auf Menschen nur begränzen:
Da Himmel über mir, wo tausend Welten glänzen,
Unendlich sich erhöh'n.

Du, die du gütig bist, o Gottheit! lass nicht mich,
Mich Unverständigen, mit diesen schwachen Händen,
Den dir entrissnen Blitz auf meinen Bruder senden,
Der anders denkt als ich.

* * *

Voll und ganz stimmen unsere Freunde auf dem Gebiet der Sittenlehre, wie aus dem bereits Gesagten schon hervorgeht, mit in den allgemeinen Eudämonismus jener Zeit ein, sowie zugleich auch in die rein intellektualistische Auffassung des geistigen Lebens. „So bald der Verstand urteilt, so will schon das Herz. Der Wille folgt auf das Urteil nicht anders als der Donnerschall auf den Blitz“ sagt 1769 Morawizky in einer äusserst interessanten Rede „vom Nutzen der Wissenschaften in Rücksicht auf die Bildung des Herzens“; doch tritt der Redner in manchen Anschauungen bereits aus dem Rahmen der ersten Generation heraus.

Neben Pflege der Muttersprache, der Naturwissenschaften und einer gereinigten Weltweisheit hatte sich die Akademie vor allem die Erforschung der Geschichte, besonders der bayerischen, zur Aufgabe gestellt. Zahlreiche Abhandlungen sowie vor allem die 13 ersten Bände der berühmten Monumenta Boica zeugen von dem hingebenden Fleisse unserer Akademiker auf diesem Gebiete. Die Klarlegung des wissenschaftlichen Wertes dieser Arbeiten könnte Gegenstand einer eignen Studie bilden. Hier interessiert uns vor allem, welche theoretische Auffassung von Wert und Bedeutung der Geschichte unsere Historiker beseelte.

Wenn wir vom Nutzen der Geschichte reden, sagt Ant. Joh. Lipowsky aus St. Martin (im Innviertel 1723—1780), so verstehen wir darunter nicht jene historischen Bemühungen, wo man ängstlich untersucht: „was die Römer für Strümpf und Schuhe getragen haben“, oder „wo man die Schuch-Rosen aus dem sechszehnten (sic) Jahrhundert gegen die jetzigen Schnallen algebraisch bestimmt. Dann das sind Dinge vor gelehrte Müssiggänger und Lecker-Bissen vor solche Gelehrte, welche zum besten der Kleinigkeiten gebohren und besoldet sind. Ich

verstehe hier solche, wo man die Kirchen- und Staats-Justiz-Polizei-Kameral- und Militär-Verfassung des deutschen Rechts und der besondern Staaten von einem Jahrhunderte zum andern aus ächten Quellen bestimmt, diese mit der heutigen in eine Vergleichung stellet und hieraus richtige Folgen und Schlüsse ziehet.“¹⁾ Die gleiche Forderung hatte noch treffender bereits 1762 der damalige Direktor der historischen Klasse, der Malteserritter Du Buat aus Frankreich (1732—1780) ausgesprochen: Betrachtet man so viele Völker, den Gang der Ereignisse, den Zusammenfluss all der politischen, moralischen und physischen Ursachen, welche bei dieser Gährung unter dem Menschengeschlecht mitwirkten, so wird man im stande sein, seine Ideen zu erweitern, Menschen und Völker gegen einander zu wägen, das Künftige um so zuverlässiger vorher zu sehen und das Gegenwärtige richtiger zu beurteilen.²⁾

Wir sehen: bei all dem Mangel an wirklich geschichtlichem Sinn, der uns im 18. Jahrhundert so vielfach begegnet, erkennen unsere Historiker doch bereits ahnend den Hauptwert der Geschichte gleich uns Modernen darin, dass sie uns zum rechten Verständnis der Aufgaben der Gegenwart ver helfe.

Von der Bedeutung der Geschichte zur Förderung der Sittlichkeit, der Religion und einer gereinigten Weltweisheit spricht Morawizky in seiner erwähnten Rede von 1769, während Pet. Paul Finauer aus München (1733—1788) 1777 mit Dionysius von Halicarnass „die Geschichte eine Weltweisheit“ nennt, „welche durch Beispiele lehret“ (13). Das kann sie aber nur für den werden, welcher mit den Erfahrungen, die er der Vergangenheit entnimmt, diejenigen verknüpft, welche er in der Gegenwart macht. Beide bedingen und ergänzen sich gegenseitig: Erfahrung, die bloss aus der Gegenwart schöpft, macht zum „Halbgelehrten“, fusst sie bloss auf der Geschichte, so schafft sie „Pedanten“, die „schlimmer als Unwissende“ sind, „zu allen grossen Unternehmungen unfähig, bisweilen verwirrt und einbildisch“. „Wer sich aber durch die Erlernung der Geschichte sowohl als durch die Erfahrung bildet, wird die Ehre seines Landes“ (16).³⁾

¹⁾ Ant. Joh. Lipowsky 1775: Von dem Nutzen der Geschichte und Kenntnis der Geschichtschreiber S. 4 f.

²⁾ Vgl. Westenrieder G. d. A. I, S. 101.

³⁾ Finauer 1777: von dem wahren Gebrauche der Geschichte.

Die spezielle Beschäftigung mit der bayerischen Geschichte wird zeigen, was das bayerische Volk im Lauf der Zeiten geleistet hat in politischer wie kultureller Hinsicht. Sie wird uns bekannt machen mit den Heldenthaten der Luitpolde und Ottonen (7) und uns jene Zeiten vor die Augen führen, „da Baiern mit den aufgeklärtesten Völkern um den Vorzug stritte und sich um die deutsche Geschichte unsterblich verdient machte“ (16).¹⁾

Der warme patriotische Ton, der aus diesen Worten spricht, weist noch auf einen anderen Punkt hin, in dem sich die Anschauungen unserer bayerischen Akademiker von denen der Aufklärungsphilosophie im allgemeinen grundsätzlich unterscheiden. Während diese bereits vor Herder vielfach zu kosmopolitischen Ideen hinneigt, bleiben unsere bayerischen Freunde, getreu den Traditionen des Parnassus Boicus, stets gut national gesinnte bayerische Patrioten. Liebe zu ihrem Volk, Liebe zur Ehre des bayerischen Vaterlands haben Lori und seine Freunde den Kampf gegen Vorurteile und Aberglaube aufnehmen lassen; ihr Herzensanliegen ist es, den Beweis zu liefern, dass der bayerische Volksstamm an Kräften des Geistes und edlen Anlagen des Herzens vor keinem anderen zurückzustehen braucht. Pfeffel richtet an seine bayerischen Kollegen 1763 das schöne Wort „Ich weiss, dass das Wörtgen Vaterland, so bei den meisten Europäern zu einem leeren und nichts bedeutenden Laut geworden ist (?), noch jetzo pfleget in Baiern mit gewissen Begriffen verbunden zu werden und dass insbesondere Sie, werteste Mitbürger! bei Nennung desselben eben dasjenige fühlen, was die

¹⁾ Vgl. Pfeffel 1763 a. a. O. — Schon Lori hatte am 4. Dez. 1759 an Gottsched geschrieben „Es waren doch Zeiten, da in Bayern die Wissenschaften so sehr als irgendwo geblühet haben. Haben nicht einige meiner Landsleute um die deutsche Sprache sich Verdienste erworben? E. E. wissen das besser als wir: ich weiss nur, dass eine Vergleichung der Zeiten uns grosse Vorteile bringen würde“. Gottsched scheint auch eine Abhandlung über dieses Thema für die Akademie zugesagt zu haben. Lori schreibt am 29. Aug. 1760: „Ich wünsche ruhige Stunden zur Ausführung dieses vielen deutschen Kunstrichtern vielleicht unbekannten Gegenstandes („von den Verdiensten meiner Bayern um die deutsche Sprache und Litteratur“). — Auch der greise Amort hatte noch eine sprachgeschichtliche Arbeit für die Akademie ins Auge gefasst. Er schrieb am 10. Sept. 1761 aus Polling „Ich hoffe bis zu Ende dieses Jahres ein Grammaire ein Wörterbuch der alt-Tütsche Sprache nach Bayrischer Mund- und Schreibart liefern zu können.“ (A. A.).

Valeren und Aristiden in den schönen Zeiten Roms und Athens dabei empfunden haben.“¹⁾ — „Unsere deutsche Nation — rühmt Osterwald — hat zu ihrem unsterblichen Ruhm die grössten Männer fast in allen Gattungen der Wissenschaften und die herrlichsten Erfindungen aufzuweisen.“²⁾ — „Wir sind glücklich über die Zeiten hinaus — berichten die Baierischen Sammlungen — da man in deutschen Staatssachen nur römisch; nur justinianisch zu denken und zu schreiben wusste.“³⁾

Alle Ausländerei in Sprache und Geschmack wird grundsätzlich bekämpft. Wir kennen die Bemühungen Brauns in dieser Richtung. Pfeffel lenkt voll Begeisterung den Blick der Zeitgenossen auf die Zeit vor der „unseligen Einführung der fremden Rechte“ zurück, welche Deutschland in dem 15. Jahrhundert überschwemmt (9). Es ist das Verdienst von Männern wie Leibniz, Ludwig u. a., die „über den Schulstaub“ sich erhebend, den Mut hatten zu zeigen, wie widersinnig es ist, in Fragen der deutschen Regierungsform den Aristoteles um Rat zu fragen, die Majestätsrechte aus dem Codex herzuleiten und die Freiheiten der Stände als ein accidens durch atqui und ergo beweisen zu wollen (10). Dank der „Aufheiterung“, welche unsere juristischen Begriffe durch jene gelehrten Männer erfahren haben, erkennen wir heute, wie es gegen die gesunde Vernunft laufet“, bei Streitigkeiten, die ihren Grund in den deutschen Lehensgebräuchen haben, „unsere Zuflucht zu einem Paar meyländischer Bürgermeister und ihren Glossatoren nehmen“ zu wollen (12). So haben jene Rechtslehrer und „andere deutsche Männer“ in unsern Tagen „zum zweitenmale, wie vor alters der heldenmütige Fürst der Cherusken, das Joch der römischen Gesetze zerbrochen und uns auf unsere vaterländische Rechte zurückgeföhret“ (11).⁴⁾

Halten wir inne! Es lässt sich nicht in Abrede stellen, das Bayern vom 17. zum 18. Jahrhundert hat in der Entwicklung seines Geisteslebens mit so manchem anderen deutschen Land nicht gleichen Schritt gehalten. Wenn aber unsere Freunde i. J. 1777, dem Todesjahr ihres geliebten Regenten, rückwärts schauten auf ihre Vorläufer, auf die Mitglieder des

¹⁾ Pfeffel 1763: vom Nutzen der historischen Kenntniss mittlerer Zeiten S. 16.

²⁾ Osterwald 1765 a. a. O. S. 12.

³⁾ Baierische Sammlungen etc. II, S. 713 f.

⁴⁾ Pfeffel 1763 a. a. O.

Parnassus Boicus und von hier auf die „vertrauten Nachbarn am Isarstrom“, so durften auch sie mit den sich aufgeklärt fühlenden Kreisen des übrigen Deutschlands das damals so beliebte Wort auf sich anwenden „wir haben Riesenschritte gemacht“. Die drei Musenvereine stellen drei Stufen in der geistigen Entwicklung des einstigen Altbayerns vom 18. Jahrhundert dar, von denen jede folgende gegenüber der vorausgehenden einen achtunggebietenden Schritt vorwärts bedeutet. Mit gutem Recht durfte Kennedy am 23. April 1778, als es sich nach dem Regierungsantritt Karl Theodors um Neubestätigung der Statuten und Neubewilligung der Fonds handelte, die bisherigen Leistungen der Akademie zusammenfassend, sagen: Wir haben die scholastische Philosophie bekämpft, „welche den Verstand in Ketten hielt und Finsternisse streute, wo der Verstand herrschen konnte“; die Begriffe von Gott wurden geläutert, dem Unwesen, dass die Rechte der Fürsten den Bischöfen geopfert werden, wurde gesteuert; Naturkunde, vaterländische Geschichte und Sprachkenntnis wurden gefördert. Licht herrscht jetzt, „wo Finsternisse waren, die Vorurteile wanken; man fühlet den Wert der Wissenschaften; man liebt sie; Baiern hat in zwanzig Jahren Riesenschritte gemacht, so dass Ermunterungen es bald dem Grade der Vollkommenheiten nähern könnten, den andere Länder erreichten“. Und die deutsche Muse — hätte Kennedy fortfahren können —, deren Rückgang einst Hieber so bitter beklagt hat, fängt unter dem anregenden Einfluss der rastlosen Bemühungen Brauns¹⁾ auch in Bayern wieder leise an, die Flügel zu schwingen.

Mit je einer Probe von zwei jungen bayerischen Dichtern, des aus München stammenden Andreas Zaupser (1747–1795) und Ludwig Fronhofers (1746–1800) aus Ingolstadt wollen wir von unseren Akademikern Abschied nehmen, — auch auf dem Gebiete der Poesie einen bedeutenden Fortschritt über den Parnassus Boicus hinaus verzeichnend.

Zaupser veröffentlichte im zweiten Band der von Braun als Fortsetzung der „baierischen Sammlungen“ herausgegebenen Zeitschrift „der Patriot“ (S. 225–230) ein „Siegeslied eines baierischen Grenadiers nach der Schlacht bei Prag im Jahre

¹⁾ Ueber die ausserordentlichen Verdienste, welche sich Braun um Förderung deutscher Sprache und deutscher Litteratur in Bayern erworben hat, vgl. die eingehenden Arbeiten von Wolfram und Guckel a. a. O.

1620“. Das Gedicht, zu dem wohl Gleims preussische Grenadierlieder die Anregung gegeben haben, zeichnet sich durch anschauliche Zeichnung der Situation, sicheres Fortschreiten der Handlung und Frische der Sprache aus. Der Kontrast zwischen dem Treubruch des Winterkönigs und dem kaisertreuen Maximilian von Bayern finden entsprechende poetische Verwertung, der religiöse Gegensatz ist durchaus massvoll behandelt. Ein Teil der Dichtung sei hier wenigstens wiedergegeben:

Hier stunden sie, auf diesem Berg,
Umschanzt mit dem Geschütz.
Ha, riefen sie, wer Flügel hat,
Der stürme diesen Sitz!

Maximilian kam. Ein Engel trug
Die Fahne vor ihm her.
Voll Tapferkeit, voll GOtt, und Sieg,
Der Held, wie glänzte er!

* * *

Wir griffen wie die Löwen an,
Wie Löwen in der Brut:
Und eine neue Moldau floss
Von unsrer Feinde Blut.

Doch seht! der rechte Flügel wankt,
Verfolget von dem Glück.
Komm, Craz mit deiner Reuterey!
Buquoy weicht schon zurück.

Craz kömmt, und seine Reuterey
Durchbricht der Feinde Heer.
Nun fliehen sie — — Ihr grösster Held
Prinz Anhalt ist nicht mehr.

Er fiel von Crazens tapfrer Hand;
Noch ein Ehr' für ihn!
Seht, Brüder, sehet Friedrich
Den Winterkönig fliehn.

Er flieht: — mit Thränen in dem Aug,
Sieht er der Untreu Lohn.

Er sieht die Leichen seines Heers,
Und flucht auf seine Kron.

Der zage Böhme läuft nach ihm,
Was er nur laufen kann:
Treu seinem König in der Flucht
Läuft nach ihm Pferd und Mann.

So fiel beym Sturze Lucifers,
Der GOTT die Treu auch brach,
Mit Blitz und Donner hart verfolgt
Ein Heer von Engeln nach.

Ihr aber, Brüder, lasst sie fliehn,
Und singt, Victoria!
Maximilian hat obgesiegt,
Triumph! Victoria!

In einer Stunde, welch ein Sieg!
Gab er als Held und Christ,
Dem Kaiser, was des Kaisers ist,
Und GOTT, was GOTTES ist.

Fronhofer versuchte sich im Patriot (I, S. 161—171) unter anderem in einer epischen Dichtung „Christus am Oelberge“, das grosse Erlösungsdrama in einzelnen Scenen darstellend. Schon um des Vergleichs willen mit der berühmten Dichtung des grossen Messias-Sängers seien hier einige Teile der jungen Fronhoferschen Muse mitgeteilt.

Der Eingang schlägt glücklich den richtigen Accord für die Grundstimmung der Gesamtdichtung an:

Traurig stieg jetzt die Sonne hinab in die Fluten des Meeres,
Um die Stund nicht zu sehn, die fürchterlich kommende Stunde,
Wo der Erlöser der Welt von gottlosen Händen ergriffen,
Und vor richtende Sünder geschleppt, und verdammet soll werden.

* * *

Fronhofer eigen ist folgender Gedankengang: (Christus hat den harten Entschluss, sein Leben zu opfern, gefasst)

Ja, ich rette das Menschengeschlecht, die Sünder in Adam;
Ich, ich sterbe für sie. Am Kreuze will ich für sie bluten.
O wie werden sie mir für ihre Erlösung nicht danken?
Aber was seh ich? sie sündigen noch, sie lästern Jehovah,
Und sie vergiessen mein Blut mutwillig, die trechen Sünder?
Jetzt sinkt der Gottmensch abermal hin. Der bittere Gedanke,
Von der Undankbarkeit presst ihm blutigenSchweiss ausder Stirne.

* *

Hier sieht Jehovah herab, er sieht seinen Sohn in dem Blute,
Und das drohende Schwert entsinkt dem Arme des Vaters.
Das Gericht ist vorbey. Jehovah ist wieder Vater,
Vater der Menschen, Vater des Sohns, der durch den Gehorsam,
Seinen Gehorsam bis in den Tod den Richter entwaffnet.

* *

... wir fliehen den Schauplatz.
Wende dein Angesicht mit mir hinweg. Mein Innerstes zittert.
Ich kann die blutige Scene nicht sehn, die sich nun eröffnet.
Ach, der Sohn, der Sohn des Höchsten (unnennbare Schmerzen!)
Wird verspottet, gegeisselt, gekrönt, und stirbt an dem Kreuze.
Ach! wir Menschen, wir sind es nicht wert diess göttliche Opfer.
Weine mein Herz! verschliess dich auf ewig in finstere Wüsten.
Weine mein Herz! denn Gottes Sohn stirbt für die Sünder getödtet.
Traure, und zage mein Geist! er stirbt von Sündern getödtet.

Ziehen wir die Summe! Eine Entwicklung angebahnt zu
haben, durch die allmählich das Geistesleben in Bayern erneuert,
der geistige Wiederzusammenschluss mit dem übrigen Deutsch-
land bewirkt, wechselseitige Anregung und gegenseitiger Wett-
eifer mit den übrigen deutschen Stämmen wieder herbeigeführt
worden ist: dies bildet das dauernde Verdienst Ickstats und
Loris sowie ihrer treuen Mitarbeiter.



Berichtigungen.

Wo im vorausgehenden bei Mitteilungen aus Briefen eine besondere Quelle nicht angegeben ist, stammen dieselben stets aus dem Archiv der Akademie der Wissenschaften (A. A. a. a. O.). — S. 55 letztes Wort lies: „Ordens-“ — statt „Jesuiten-“ —. S. 112, Anm. 1 ist bei „Döllinger akademische Vorträge“ zu ergänzen: II. „die historische Classe der bayerischen Akademie der Wissenschaften“.

